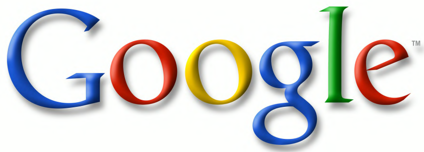
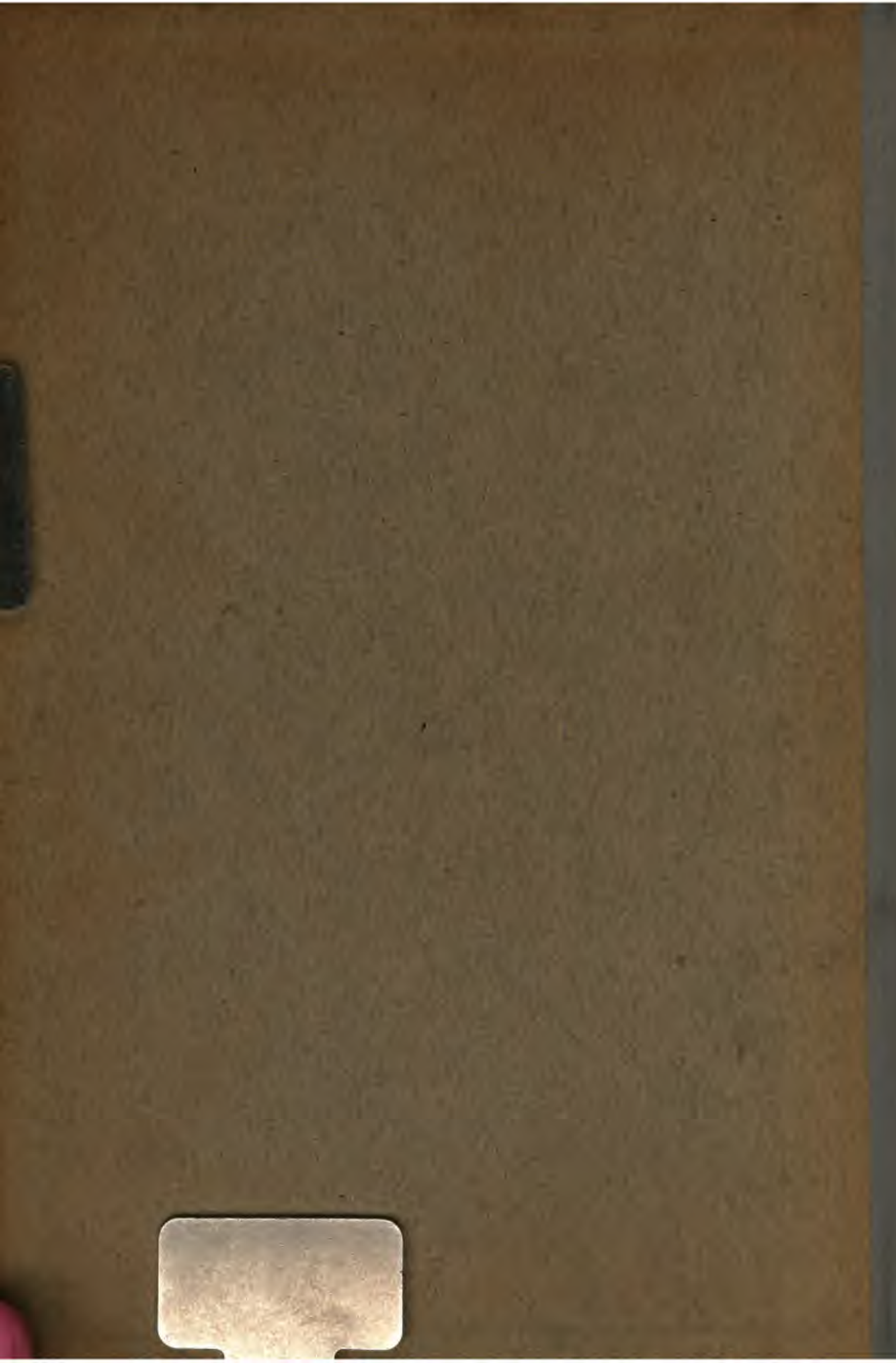




Villard

Villard
AN

Heinrich Hilgard-Villard

Jugend-Erinnerungen

1835–1853



New York

1902

[illegible]

D216

O.W

No subject.



Heinrich Hilgard-Villard

Zur Zeit als er diese Erinnerungen schrieb.



Heinrich Hilgard-Villard

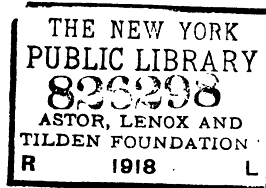
Jugend-Erinnerungen

1835–1853



Hermann Bartsch Printing House, New York

1902



Heinrich Hilgard-Villard.

Inhaltsverzeichnis.

Jugend-Erinnerungen.

Erstes Kapitel.

Familien-Geschichte.

Meine Kenntnis der Geschichte meiner Familie ist eine beschränkte. Auf väterlicher wie mütterlicher Seite geht sie zwar bis zum Anfange des siebzehnten Jahrhunderts zurück, aber die mir bekannten Nachrichten sind für die erste Hälfte dieses Zeitraumes sehr kärglicher Natur. Meines Vaters Urgroßvater und Großvater waren beide der protestantisch-reformirten Kirche angehörige Landgeistliche in der nördlichen Rheinpfalz, die auch ihr Geburtsland war. Der erstere war Seelsorger in Bosenheim, wo er den größten Teil seines Lebens verbrachte und im Alter von 93 Jahren starb. Er erlebte noch die erste französische Revolution. Als orthodoxem Protestanten war ihm die gottlose Umwälzung sehr verhaßt. Er machte seinem verdammenden Urteile über dieselbe in einem Werke, betitelt „Eine Vertheidigung der christlichen Religion“, Luft, das er dem Könige Friedrich Wilhelm II. widmete und gelegentlich eines Besuches desselben am Rhein persönlich überreichte. Seine Pfarre scheint eine ärmliche und sein Einkommen ein entsprechend dürftiges gewesen zu sein. Sein einziger Sohn Jakob, der Großvater meines Vaters, wurde nach Vollendung des theologischen Studiums zuerst Erzieher des Erben des

Erstes Kapitel.

Familien-Geschichte.

Meine Kenntnis der Geschichte meiner Familie ist eine beschränkte. Auf väterlicher wie mütterlicher Seite geht sie zwar bis zum Anfange des siebzehnten Jahrhunderts zurück, aber die mir bekannten Nachrichten sind für die erste Hälfte dieses Zeitraumes sehr kärglicher Natur. Meines Vaters Urgroßvater und Großvater waren beide der protestantisch-reformirten Kirche angehörige Landgeistliche in der nördlichen Rheinpfalz, die auch ihr Geburtsland war. Der erstere war Seelsorger in Bosenheim, wo er den größten Teil seines Lebens verbrachte und im Alter von 93 Jahren starb. Er erlebte noch die erste französische Revolution. Als orthodoxem Protestanten war ihm die gottlose Umwälzung sehr verhaßt. Er machte seinem verdammenden Urteile über dieselbe in einem Werke, betitelt „Eine Vertheidigung der christlichen Religion“, Luft, das er dem Könige Friedrich Wilhelm II. widmete und gelegentlich eines Besuches desselben am Rhein persönlich überreichte. Seine Pfarre scheint eine ärmliche und sein Einkommen ein entsprechend dürftiges gewesen zu sein. Sein einziger Sohn Jakob, der Großvater meines Vaters, wurde nach Vollendung des theologischen Studiums zuerst Erzieher des Erben des

Fürsten von Nassau-Weilburg, des damaligen Landesherrn, und dann zweiter Pfarrer oder Vikar in Bacharach am Rhein. Als solcher lebte er im Hause des ersten Pfarrers Theodor Erasmus Engelmann, der sich acht stattlicher Söhne und vier hübscher Töchter erfreute.

Pfarrer Engelmann war ein Mann von sehr stattlichem Äußeren, gründlicher Bildung und wirklicher, großer Gelehrsamkeit, scheint aber auch ein Sonderling gewesen zu sein. Er lebte abgeschlossen für sich mitten in seiner zahlreichen Familie. So soll er lange Jahre hindurch sein Studierzimmer nur zu den regelmäßigen Mahlzeiten und zum Kirchengange verlassen haben. Es wird sogar von ihm erzählt, daß er während einer Beschießung von Bacharach trotz allen Flehens seiner Frau und Kinder, die im Keller Schutz suchten, ruhig in seiner Bibliothek geblieben sei, bis die Zertrümmerung des Raumes durch einschlagende Kugeln ihn zum Rückzuge zwang.

Wie es bis auf den heutigen Tag in ähnlichen Fällen in Deutschland ein häufiges Vorkommnis ist, bewarb sich der Vikar um eine der Töchter des Pfarrherrn und führte sie als Gattin heim, nachdem der Fürst von Nassau-Weilburg, wohl in besonderer Anerkennung seiner Verdienste als Erzieher, ihm die einträgliche Pfarrei von Marnheim, nicht weit vom Donnersberg gelegen, verliehen hatte. Hier verblieb er ungeachtet vieler Wechselfälle bis zu seinem Tode. Auf beiden Seiten habe ich also meinen Urgroßeltern „geistliches" Blut zu verdanken. Ob ich meiner Abstammung Ehre in dieser Richtung gemacht habe?

Übrigens scheint es meinem Urgroßvater bei seiner Wahl mehr um eine tüchtige Leiterin seines Haushaltes als um Befriedigung einer Herzensneigung zu tun gewesen zu sein.

Wenigstens war es eine feste Überlieferung unter seinen Kindern, daß den Eltern die innere Übereinstimmung abging. Daß dies der Fall war, ist um so auffallender, als die beiden Gatten die nötigen Eigenschaften besaßen, die Ehe, trotz des niedrigen Beweggrundes zu derselben, zu einer glücklichen zu machen. Beide waren mit mehr als gewöhnlichen körperlichen, geistigen und sittlichen Gaben ausgestattet. Beide besaßen einen lebhaften Geist und eine für jene Zeit und ihre Verhältnisse bedeutende Bildung. Beide waren feurige Bekenner des neuen Evangeliums der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, das, von Frankreich ausgehend, ganz Europa so gewaltig erschütterte. Da der Gatte die neue politische Lehre in allen ihren Folgerungen annahm, so kann er kaum ein orthodoxer Christgläubiger geblieben sein. Auch scheint er in der That eine Natur gewesen zu sein, die mehr in der Wirklichkeit der umgebenden Verhältnisse als in der herkömmlichen abstrakten Sphäre des Geistlichen gelebt hat. Die Aufregung der politischen Zeitereignisse und die Vergnügen der Jagd fesselten ihn mehr als seine Berufspflichten. Vielleicht lag hierin der Grund des Mangels des seelischen Verständnisses zwischen den Gatten, dessen ungeachtet jedoch ihre Ehe eine „gute“ genannt werden kann.

Vielleicht lag der Grund dieses Mangels aber auch in den besonderen Eigenschaften der Gattin. Sie war eine sehr feinfühlende und liebebedürftige Frau. Ihr Herz bedurfte des innigsten Mitfühlens eines anderen. Ihre Seele dürstete nach vollkommener innerer Verschmelzung mit einem verwandten Wesen. Sie besaß höchst idealen Sinn — vielleicht in einem zu hohen Maße. Für alles, was diesem entsprach, schwärmte sie. Aber es wurde auch jegliches,

was diesem entgegenlief, kalt, schroff und rücksichtslos abgewiesen. Menschen, die ihr nicht behagten, zeigte sie ihre Gleichgültigkeit oder ihren Widerwillen ohne jeden Rückhalt. Ihr Kultus alles Höheren war von einer zu weitgehenden Mißachtung des Passenden begleitet. Sie legte unter anderen zu wenig Wert auf ihre äußere Erscheinung. Wiewol eine gewissenhafte Hausfrau und eine zärtliche Mutter von unerschöpflicher Aufopferung und Geduld, nahm sie doch den regsten Anteil an dem geistigen Leben ihrer Zeit, besonders an der neuentstehenden deutschen Litteratur. Sie führte eine ausgezeichnete Feder, die sie aber nur in ausgedehntem brieflichem Verkehr übte. Ihre Briefe zeichneten sich durch richtigen Stil, warmes Gefühl, klares Urteil und einen maßvollen Schwung aus.

Die Ehe wurde durch sieben Kinder, vier Söhne und drei Töchter, beglückt. Friedrich, der am 9. Dezember 1784 zweitgeborene Sohn, ward mein Großvater. Da die Pfarrei, wie bereits angedeutet, ein gutes Einkommen abwarf, so machte der Kindersegen den Eltern zuerst keine Sorgen. Es kam aber nur zu bald anders. Bei weitem der größte Teil des Einkommens rührte von Zehnten und anderen Abgaben her. Als nun aber das linke Rheinufer der französischen Republik einverleibt wurde, fielen die meisten derselben weg. Aber neben der bedeutenden Schmälerung ihrer Einkünfte standen der Pfarrerfamilie noch ganz andere Heimsuchungen bis zur dauernden Befestigung der französischen Herrschaft bevor. Marnheim lag nämlich auf der Hauptheerstraße von Frankreich nach der Festung Mainz, die damals wie jetzt den Schlüssel zum mittleren Rheinthale bildete. Für das Dorf ergab sich aus dieser Lage eine langdauernde Mitleidenschaft an den Kriegsschäden

jener blutigen Zeit. Nicht nur von der Last häufiger Einquartierungen, sondern auch von eigentlichen Kriegsschrecken wurden die Bewohner öfters befallen. Hin und her bewegten sich die Kampfeswogen über dieselben, je nachdem die republikanischen Heere oder die Alliierten siegreich waren. Kämpfe fanden in dem Dorfe selbst statt, und die jedesmaligen Sieger, ob Deutsche oder Franzosen, plünderten die unglücklichen Dörfler regelmäßig aus.

Das Pfarrhaus wurde ebensowenig wie irgend eine andere Behausung verschont. Mehrmals wurde es ganz und gar ausgeraubt. Nicht nur alle Nahrungsmittel und Kleider, sondern auch Betten und Küchengeräte wurden fortgeschleppt und die ganze übrige Einrichtung mutwillig oder aus Bosheit geradezu vernichtet. Selbst vom Leibe rissen die Plünderer Schuhe und Kleidungsstücke den Eltern und Kindern. Tagelang mußten sie hungern und, unbedeckt wie sie waren, auf bloßem Boden sitzen und liegen. Doch selbst dieses waren nicht die schlimmsten der über sie verhängten Prüfungen. Die Gemeinde teilte nicht die französischen Sympathien ihres Seelsorgers, sondern übertrug ihren bitteren Haß gegen die Franzosen auf ihn. Es kam vielfach zum förmlichen Ausbruch der Erbitterung gegen ihn. Er war sogar Angriffen auf seine Person während der zeitweiligen Unterbrechung der französischen Herrschaft ausgesetzt, und bei einem solchen Angriff wurde er so mißhandelt, daß er in Lebensgefahr kam. Schließlich steigerte sich die Feindseligkeit so, daß der Pfarrer zu flüchten und jahrelang seiner Familie und Gemeinde fern zu bleiben gezwungen war.

Vier volle Jahre soll er im ganzen flüchtig gewesen sein, während welcher Abwesenheit sein herbeigeeilter Schwager

Engelmann den Verlassenen lange Zeit als Stütze und Schutz diente. Dazu kam noch, daß er durch die Entwertung der französischen Assignaten um seine ansehnlichen Ersparnisse gekommen war. Dadurch wurde die schwere Not, welcher seine Familie lange Zeit ausgesetzt war, nicht wenig erhöht. Einmal wurde dieselbe während der Abwesenheit des Vaters förmlich aus dem Pfarrhause, das von einem Gegenpfarrer beansprucht wurde, vertrieben und mußte monatelang in einem elenden Quartiere hausen, bis die Wiederkehr der französischen Herrschaft ihr das alte Heim wieder erschloß. So schwer lag die Not zeitweise auf ihr, daß sie verschiedene Male Zuflucht im großelterlichen Hause zu Bacharach, das verhältnißmäßig von Kriegsplagen verschont blieb, suchen mußte. Die allerschmerzlichste Heimsuchung brachte den Eltern aber der Ausbruch einer eingeschleppten Kriegsseuche, welcher der älteste Sohn Martin zum Opfer fiel.

Selbstverständlich mußte die Erziehung der überlebenden Kinder nicht wenig unter diesen außerordentlichen Umständen leiden, besonders was Regelmäßigkeit des Unterrichts betraf. Die Dorfschule wurde von einem ganz tüchtigen Lehrer geleitet, wurde aber oft unterbrochen. Die Eltern taten ihr möglichstes im Aushelfen, worin sie durch den genannten Onkel Julius eifrig unterstützt wurden. Meinem Großvater Friedrich waren diese Verhältnisse am meisten hinderlich. Die eingetretene Mittellosigkeit der Familie sowie die Zerrüttung des Schulwesens in jener Zeit im Heimatlande verhinderten seine regelmäßige Ausbildung. Er fing dagegen aber schon im frühesten Jünglingsalter an, auf eigenen Füßen zu stehen und sein Brot zu verdienen. Jedoch verschaffte ihm die Freigebigkeit eines anderen Bruders

seiner Mutter, Peter Engelmann, der überhaupt eine Art guter Engel für die ganze Familie gewesen zu sein scheint, die Gelegenheit zum mehrjährigen Besuche des Gymnasiums von Idstein in Nassau. Seine Ausbildung blieb jedoch hinter derjenigen der jüngeren Brüder Theodor und Jakob weit zurück, welchen derselbe Onkel den Weg zu einer vollen wissenschaftlichen Erziehung auf Gymnasien und Universitäten erschloß. Friedrichs erste Beschäftigung war auf einem Notariate in Nancy und dann auf dem Bürgermeisteramte in Kirchheimbolanden, einem in der Nähe von Marnheim gelegenen Städtchen. Von da kam er nach nicht langer Zeit in den Dienst des Onkels Peter selbst, der die Stellung eines napoleonischen Domänendirektors in Simmern in der Rheinprovinz inne hatte.

Sein Bruder Theodor machte folgende Schilderung von ihm, wie er sich als Jüngling zeigte: „Er war von äußerst solidem Wesen und höchst pflichtgetreu, fleißig und gewissenhaft in allen Stücken. Auch besaß er große Selbstbeherrschung. Es wäre wohl kaum möglich gewesen, einen Jüngling seines Alters von festerem Charakter und reineren Sitten zu finden, trotz der Ungebundenheit der Revolutionszeit, in der er aufgewachsen war. Er war ein ungewöhnlich schöner Mann, hochgewachsen, schlank, mit krausen, schwarzen Haaren und dunkeln, feurigen Augen und wurde der „schwarze Fritz“ genannt. Er hatte ein sehr gesundes, logisches Urteil und einen ausgezeichneten klaren Stil. Er besaß hinlängliches Wissen für die damaligen Verhältnisse und hätte sicherlich eine bedeutende Laufbahn in der Staatsverwaltung gemacht, wenn er etwas mehr Geschmeidigkeit und etwas feinere Fühlfäden besessen hätte.“

Friedrich blieb in dem Verwaltungsdienste und muß

keine gewöhnliche Leistungsfähigkeit in demselben gezeigt haben. Denn schon kurz nach erlangter Volljährigkeit, im Juni 1806, erhielt er eine selbständige Stellung als Rentmeister oder Steuereinnehmer mit dem allerdings mäßigen Gehalte von 12—1500 Francs.

Damit war ihm eine regelmäßige Laufbahn im Staatsdienste eröffnet, und er fühlte sich berechtigt, ernstlich an die Gründung eines eigenen Herdes zu denken. Er hatte schon vor einiger Zeit die Bekanntschaft von Charlotte Henrich, der Tochter einer befreundeten Familie, gemacht und eine starke Neigung für sie gefaßt, die sie bald bemerkte und erwiderte. Mit Rücksicht auf sein Alter und seine Mittellosigkeit vermied er jedoch eine förmliche Erklärung seiner Liebe, bis seine Lebensaussichten eine festere Gestaltung angenommen hätten. Hierin entsprach er auch ihren Wünschen, da sie vor einem Verlöbnis ohne Wissen und Zustimmung ihres Vaters zurückschreckte und befürchtete, diese angesichts der Verhältnisse Fritzens nicht zu erhalten. Ihr Vater war ein reicher Mann und Gründer und Inhaber der Bankfirma Grohé-Henrich in Neustadt an der Haardt, die sich heute noch in den Händen von direkten Nachkommen befindet und prosperiert. Er war ein nüchterner, berechnender Geschäftsmann, dem voraussichtlich ein blutjunger, vermögensloser, wenn auch sonst befriedigender Schwiegersohn nicht erwünscht war. Nach Fritzens Ernennung verständigten sich die Liebenden, daß er eine förmliche Bewerbung bei dem Vater wagen sollte, aber sie sahen der Wirkung dieses Schrittes mit bangem Herzen entgegen. Fast wider ihre Erwartung gab der Vater seine Zustimmung.

Charlotte war der Familie Fritzens wolbekannt, und seine Wahl hatte im voraus ihre volle Zustimmung. Seine

Mutter, von vornherein im Geheimnis der Liebenden, machte sich aber ein Gewissen daraus keinen Einfluß auf die endliche Entscheidung auszuüben, gerade weil sie wußte, daß Lotte eine reiche Erbin war. Ihr wärmster Herzenswunsch war aber, sie zur Tochter zu haben. Sie befürchtete, daß der Sohn zurücktreten würde, falls er wüßte, welche Vermögensaussichten seine Erwählte hatte. In Briefen von ihr nach Bacharach sagt sie: „Lotte ist, das wissen wir alle, ein herrliches Mädchen, — zeige mir einmal eine, die ihr gleiche! Fritze schätzt sie unendlich hoch, ich möchte sagen, er verehrt sie mit Andacht, wie eine Heilige. So sprach er mit mir von ihr, als ich in Neustadt war. Seine hohe Achtung für sie müsse sich notwendig immer vermehren, wenn er sie mit anderen, mit allen Frauenzimmern aus dem Kreise seiner Bekanntschaft vergleiche. Daß seine Briefe an sie wenig Feuer verrieten, erklärte ich mir immer aus dieser Ehrfurcht. Überhaupt war sein Gefühl nie heftig, aber desto tiefer und inniger und unzerstörbarer.“ ...... „Lottchen sollte unser sein. Ich bin eifersüchtig auf ihr liebes, vortreffliches Herz.“ .... „Ich befürchte, der Gedanke, von dem Gelde seines Weibes zu leben, könne Fritzen's Gefühl ändern. Ich habe mich gehütet, ihm zu sagen, wie sie so reich ist. Er glaubt ihren Vater blos einen wohlhabenden Mann.“ .... „Lottchen wird keine heftige Leidenschaft einflößen, die Sinnlichkeit nicht in Aufregung bringen, aber die Liebe, die sie einflößt, wird desto dauernder sein, weil sie sich auf wahre und dauernde Vorzüge gründet.“ .... „Lotte als Mutter lieben zu dürfen, wäre das nicht Roman? Und doch, könnte ich mit einem Worte ihren Entschluß bestimmen, würde ich es nicht thun.“

Um auch einen unparteiischen Beobachter zu citieren, so sagt Theodor Hilgard in seinen „Denkwürdigkeiten“: „Charlotte war einige Jahre älter als ihr Gatte und nicht hübsch, aber von sehr sanftem, liebenswürdigem Charakter und zugleich so verständig und häuslich, daß sie rasch der Liebling der ganzen Familie wurde und daß mein Bruder allgemein beneidet wurde.“

Charlotte bekam eine so reiche Mitgift, daß das junge Paar aller Nahrungssorgen enthoben war. Soweit waren alle Bedingungen zu einem ungetrübten ehelichen Glücke gegeben. Auch wurde die Ehe allgemein als eine mustergültige betrachtet. Aber infolge von Charakteränderungen, wie sie die Ehe ja oft entwickelt, scheinen doch nach und nach Mißtöne in derselben entstanden zu sein. Theodor Hilgard gibt dieselben sehr deutlich an. Es ist aber immerhin möglich, daß er nicht ganz genau ist und sich in seinem Urteile durch die ihm eigenen versteiften Meinungen über die geziemende Unterwürfigkeit der Frau dem Manne gegenüber beeinflussen ließ. Er äußerte sich wie folgt: „Zwei Vorzüge meiner guten Schwägerin — praktischer Sinn und Ordnungsliebe — gingen etwas zu weit und wurden dadurch zu Fehlern. Die erste der genannten Eigenschaften, verbunden mit dem Umstande, daß sie einige Jahre älter war als ihr Mann, hatte zur Folge, daß sie etwas zu entschieden leitete. Es war kein Pantoffelregiment, aber die liebevolle Unterordnung der Frau unter den Mann fehlte. Sie schmiegte sich nicht an ihn an, sie stand ihm gegenüber. Auch das Gefühl der Dankbarkeit von seiten der Frau — dieses köstliche Element im ehelichen Verhältnisse — mangelte, denn sie war von Haus aus reich. Sie liebte und ehrte ihren Mann herzlich, aber sie dachte nicht

daran, ihm jene kleinen Aufmerksamkeiten zu erweisen, die dem Manne — besonders wenn er von morgens bis abends mit dürren Amtsgeschäften überladen ist — so woltuend und so nötig sind und die das eheliche Glück nähren und auffrischen. Ihre übertriebene Ordnungsliebe aber, die Frucht alter Gewohnheiten von ihrem Vaterhause her, machte sie förmlich unglücklich. In einem Hause, wo wilde Kinder sich herumtummeln, läßt sich diese Neigung nicht durchführen. So brachte jeder Tag ihr hundert kleine Verstimmungen, und man hörte aus ihrem Munde fast nichts als Zurechtweisungen und Klagen über diese oder jene Anordnung. Es fehlte ihr durchaus nicht an einem lebhaften Sinne für das Schöne in der Natur, sowie in der Kunst und Litteratur; allein die Kleinlichkeit, womit sie ihr Hauswesen führte, hinderte sie völlig, diesem Sinne Genüge zu leisten. So wurde ihr an sich so sanftes und verständiges Wesen nach und nach äußerst reizbar, und dies trug nicht wenig zur Abkürzung ihres Lebens bei. Mein Bruder seinerseits, von Natur etwas trocken und wenig mitteilsam, auch stets durch ernste Geschäfte in Anspruch genommen, fühlte dies alles gar wohl, aber er war nicht imstande es zu ändern, hatte auch nicht die Zeit zu einem solchen Versuche, selbst wenn es ihm nicht an der Gabe gefehlt hätte, ihn glücklich durchzuführen."

Der Ausdruck, „er hatte nicht die Zeit zu einem solchen Versuche", mit den anderen vorstehenden Andeutungen über meinen Großvater sowie meine eigenen Erinnerungen an seine Eigentümlichkeiten machen es klar, daß an der Verstimmung der Ehe auch der Gatte einen Teil der Schuld trug. Er war überhaupt eine kalte, trockene, förmliche Natur, die über einen gewissen Grad von Gefühlswärme

was diesem entgegenlief, kalt, schroff und rücksichtslos abgewiesen. Menschen, die ihr nicht behagten, zeigte sie ihre Gleichgültigkeit oder ihren Widerwillen ohne jeden Rückhalt. Ihr Kultus alles Höheren war von einer zu weitgehenden Mißachtung des Passenden begleitet. Sie legte unter anderen zu wenig Wert auf ihre äußere Erscheinung. Wiewol eine gewissenhafte Hausfrau und eine zärtliche Mutter von unerschöpflicher Aufopferung und Geduld, nahm sie doch den regsten Anteil an dem geistigen Leben ihrer Zeit, besonders an der neuentstehenden deutschen Litteratur. Sie führte eine ausgezeichnete Feder, die sie aber nur in ausgedehntem brieflichem Verkehr übte. Ihre Briefe zeichneten sich durch richtigen Stil, warmes Gefühl, klares Urteil und einen maßvollen Schwung aus.

Die Ehe wurde durch sieben Kinder, vier Söhne und drei Töchter, beglückt. Friedrich, der am 9. Dezember 1784 zweitgeborene Sohn, ward mein Großvater. Da die Pfarrei, wie bereits angedeutet, ein gutes Einkommen abwarf, so machte der Kindersegen den Eltern zuerst keine Sorgen. Es kam aber nur zu bald anders. Bei weitem der größte Teil des Einkommens rührte von Zehnten und anderen Abgaben her. Als nun aber das linke Rheinufer der französischen Republik einverleibt wurde, fielen die meisten derselben weg. Aber neben der bedeutenden Schmälerung ihrer Einkünfte standen der Pfarrerfamilie noch ganz andere Heimsuchungen bis zur dauernden Befestigung der französischen Herrschaft bevor. Marnheim lag nämlich auf der Hauptheerstraße von Frankreich nach der Festung Mainz, die damals wie jetzt den Schlüssel zum mittleren Rheinthale bildete. Für das Dorf ergab sich aus dieser Lage eine langdauernde Mitleidenschaft an den Kriegsschäden

jener blutigen Zeit. Nicht nur von der Last häufiger Einquartierungen, sondern auch von eigentlichen Kriegsschrecken wurden die Bewohner öfters befallen. Hin und her bewegten sich die Kampfeswogen über dieselben, je nachdem die republikanischen Heere oder die Alliierten siegreich waren. Kämpfe fanden in dem Dorfe selbst statt, und die jedesmaligen Sieger, ob Deutsche oder Franzosen, plünderten die unglücklichen Dörfler regelmäßig aus.

Das Pfarrhaus wurde ebensowenig wie irgend eine andere Behausung verschont. Mehrmals wurde es ganz und gar ausgeraubt. Nicht nur alle Nahrungsmittel und Kleider, sondern auch Betten und Küchengeräte wurden fortgeschleppt und die ganze übrige Einrichtung mutwillig oder aus Bosheit geradezu vernichtet. Selbst vom Leibe rissen die Plünderer Schuhe und Kleidungsstücke den Eltern und Kindern. Tagelang mußten sie hungern und, unbedeckt wie sie waren, auf bloßem Boden sitzen und liegen. Doch selbst dieses waren nicht die schlimmsten der über sie verhängten Prüfungen. Die Gemeinde teilte nicht die französischen Sympathien ihres Seelsorgers, sondern übertrug ihren bitteren Haß gegen die Franzosen auf ihn. Es kam vielfach zum förmlichen Ausbruch der Erbitterung gegen ihn. Er war sogar Angriffen auf seine Person während der zeitweiligen Unterbrechung der französischen Herrschaft ausgesetzt, und bei einem solchen Angriff wurde er so mißhandelt, daß er in Lebensgefahr kam. Schließlich steigerte sich die Feindseligkeit so, daß der Pfarrer zu flüchten und jahrelang seiner Familie und Gemeinde fern zu bleiben gezwungen war.

Vier volle Jahre soll er im ganzen flüchtig gewesen sein, während welcher Abwesenheit sein herbeigeeilter Schwager

Engelmann den Verlassenen lange Zeit als Stütze und Schutz diente. Dazu kam noch, daß er durch die Entwertung der französischen Assignaten um seine ansehnlichen Ersparnisse gekommen war. Dadurch wurde die schwere Not, welcher seine Familie lange Zeit ausgesetzt war, nicht wenig erhöht. Einmal wurde dieselbe während der Abwesenheit des Vaters förmlich aus dem Pfarrhause, das von einem Gegenpfarrer beansprucht wurde, vertrieben und mußte monatelang in einem elenden Quartiere hausen, bis die Wiederkehr der französischen Herrschaft ihr das alte Heim wieder erschloß. So schwer lag die Not zeitweise auf ihr, daß sie verschiedene Male Zuflucht im großelterlichen Hause zu Bacharach, das verhältnißmäßig von Kriegsplagen verschont blieb, suchen mußte. Die allerschmerzlichste Heimsuchung brachte den Eltern aber der Ausbruch einer eingeschleppten Kriegsseuche, welcher der älteste Sohn Martin zum Opfer fiel.

Selbstverständlich mußte die Erziehung der überlebenden Kinder nicht wenig unter diesen außerordentlichen Umständen leiden, besonders was Regelmäßigkeit des Unterrichts betraf. Die Dorfschule wurde von einem ganz tüchtigen Lehrer geleitet, wurde aber oft unterbrochen. Die Eltern taten ihr möglichstes im Aushelfen, worin sie durch den genannten Onkel Julius eifrig unterstützt wurden. Meinem Großvater Friedrich waren diese Verhältnisse am meisten hinderlich. Die eingetretene Mittellosigkeit der Familie sowie die Zerrüttung des Schulwesens in jener Zeit im Heimatlande verhinderten seine regelmäßige Ausbildung. Er fing dagegen aber schon im frühesten Jünglingsalter an, auf eigenen Füßen zu stehen und sein Brot zu verdienen. Jedoch verschaffte ihm die Freigebigkeit eines anderen Bruders

seiner Mutter, Peter Engelmann, der überhaupt eine Art guter Engel für die ganze Familie gewesen zu sein scheint, die Gelegenheit zum mehrjährigen Besuche des Gymnasiums von Idstein in Nassau. Seine Ausbildung blieb jedoch hinter derjenigen der jüngeren Brüder Theodor und Jakob weit zurück, welchen derselbe Onkel den Weg zu einer vollen wissenschaftlichen Erziehung auf Gymnasien und Universitäten erschloß. Friedrichs erste Beschäftigung war auf einem Notariate in Nancy und dann auf dem Bürgermeisteramte in Kirchheimbolanden, einem in der Nähe von Marnheim gelegenen Städtchen. Von da kam er nach nicht langer Zeit in den Dienst des Onkels Peter selbst, der die Stellung eines napoleonischen Domänendirektors in Simmern in der Rheinprovinz inne hatte.

Sein Bruder Theodor machte folgende Schilderung von ihm, wie er sich als Jüngling zeigte: „Er war von äußerst solidem Wesen und höchst pflichtgetreu, fleißig und gewissenhaft in allen Stücken. Auch besaß er große Selbstbeherrschung. Es wäre wohl kaum möglich gewesen, einen Jüngling seines Alters von festerem Charakter und reineren Sitten zu finden, trotz der Ungebundenheit der Revolutionszeit, in der er aufgewachsen war. Er war ein ungewöhnlich schöner Mann, hochgewachsen, schlank, mit krausen, schwarzen Haaren und dunkeln, feurigen Augen und wurde der „schwarze Fritz“ genannt. Er hatte ein sehr gesundes, logisches Urteil und einen ausgezeichneten klaren Stil. Er besaß hinlängliches Wissen für die damaligen Verhältnisse und hätte sicherlich eine bedeutende Laufbahn in der Staatsverwaltung gemacht, wenn er etwas mehr Geschmeidigkeit und etwas feinere Fühlfäden besessen hätte.“

Friedrich blieb in dem Verwaltungsdienste und muß

Um auch einen unparteiischen Beobachter zu citieren, so sagt Theodor Hilgard in seinen „Denkwürdigkeiten“: „Charlotte war einige Jahre älter als ihr Gatte und nicht hübsch, aber von sehr sanftem, liebenswürdigem Charakter und zugleich so verständig und häuslich, daß sie rasch der Liebling der ganzen Familie wurde und daß mein Bruder allgemein beneidet wurde.“

Charlotte bekam eine so reiche Mitgift, daß das junge Paar aller Nahrungssorgen enthoben war. Soweit waren alle Bedingungen zu einem ungetrübten ehelichen Glücke gegeben. Auch wurde die Ehe allgemein als eine mustergültige betrachtet. Aber infolge von Charakteränderungen, wie sie die Ehe ja oft entwickelt, scheinen doch nach und nach Mißtöne in derselben entstanden zu sein. Theodor Hilgard gibt dieselben sehr deutlich an. Es ist aber immerhin möglich, daß er nicht ganz genau ist und sich in seinem Urteile durch die ihm eigenen versteiften Meinungen über die geziemende Unterwürfigkeit der Frau dem Manne gegenüber beeinflussen ließ. Er äußerte sich wie folgt: „Zwei Vorzüge meiner guten Schwägerin — praktischer Sinn und Ordnungsliebe — gingen etwas zu weit und wurden dadurch zu Fehlern. Die erste der genannten Eigenschaften, verbunden mit dem Umstande, daß sie einige Jahre älter war als ihr Mann, hatte zur Folge, daß sie etwas zu entschieden leitete. Es war kein Pantoffelregiment, aber die liebevolle Unterordnung der Frau unter den Mann fehlte. Sie schmiegte sich nicht an ihn an, sie stand ihm gegenüber. Auch das Gefühl der Dankbarkeit von seiten der Frau — dieses köstliche Element im ehelichen Verhältnisse — mangelte, denn sie war von Haus aus reich. Sie liebte und ehrte ihren Mann herzlich, aber sie dachte nicht

daran, ihm jene kleinen Aufmerksamkeiten zu erweisen, die dem Manne — besonders wenn er von morgens bis abends mit dürren Amtsgeschäften überladen ist — so woltuend und so nötig sind und die das eheliche Glück nähren und auffrischen. Ihre übertriebene Ordnungsliebe aber, die Frucht alter Gewohnheiten von ihrem Vaterhause her, machte sie förmlich unglücklich. In einem Hause, wo wilde Kinder sich herumtummeln, läßt sich diese Neigung nicht durchführen. So brachte jeder Tag ihr hundert kleine Verstimmungen, und man hörte aus ihrem Munde fast nichts als Zurechtweisungen und Klagen über diese oder jene Anordnung. Es fehlte ihr durchaus nicht an einem lebhaften Sinne für das Schöne in der Natur, sowie in der Kunst und Litteratur; allein die Kleinlichkeit, womit sie ihr Hauswesen führte, hinderte sie völlig, diesem Sinne Genüge zu leisten. So wurde ihr an sich so sanftes und verständiges Wesen nach und nach äußerst reizbar, und dies trug nicht wenig zur Abkürzung ihres Lebens bei. Mein Bruder seinerseits, von Natur etwas trocken und wenig mitteilsam, auch stets durch ernste Geschäfte in Anspruch genommen, fühlte dies alles gar wohl, aber er war nicht imstande es zu ändern, hatte auch nicht die Zeit zu einem solchen Versuche, selbst wenn es ihm nicht an der Gabe gefehlt hätte, ihn glücklich durchzuführen."

Der Ausdruck, „er hatte nicht die Zeit zu einem solchen Versuche", mit den anderen vorstehenden Andeutungen über meinen Großvater sowie meine eigenen Erinnerungen an seine Eigentümlichkeiten machen es klar, daß an der Verstimmung der Ehe auch der Gatte einen Teil der Schuld trug. Er war überhaupt eine kalte, trockene, förmliche Natur, die über einen gewissen Grad von Gefühlswärme

nicht hinaus konnte, und geradezu unfähig jener echten, dauernden, heißen Liebe, die in der Ehe durch freudige Selbstopfer vermittelt und ausgleicht. Auch konnte die übertriebene Ordnungssucht der Gattin kaum eine Quelle von Dissonanzen dem Gatten gegenüber sein. Denn er selbst war sein ganzes Leben hindurch ein wahrer Ordnungsfanatiker und konnte nicht die geringste Störung seiner peinlichen Methodik in dieser Richtung vertragen.

Das Ehepaar fing seinen Hausstand in Wadern an und wurde schon nach einem Jahre, am 19. October 1807, durch die Geburt eines Sohnes erfreut, der Gustav Leonhard genannt und mein Vater wurde. In den folgenden neun Jahren kamen noch vier andere Söhne dazu mit den Namen Theodor, Friedrich, Eduard und Otto. Sie waren alle gesunde, frische, lebhafte Jungen. Die Familie blieb mehrere Jahre in Wadern und siedelte dann zuerst nach Osthofen und später, im Jahre 1814, nach Worms über, wo mein Großvater, im Alter von noch nicht dreißig Jahren, die angesehene, verantwortliche und einträgliche Stelle eines Domänendirektors erhielt. Ein Beweis seiner Tüchtigkeit als Beamter liegt in dem Umstande, daß er nach dem Zusammenbruche der französischen Herrschaft unter der nachfolgenden österreichisch-baierischen Verwaltung im Amt verblieb. Nach der unglücklichen endlichen Verteilung des linksrheinischen Landes unter sechs verschiedene Potentaten durch den Wiener Kongreß trat er definitiv in baierischen Dienst und wurde Regierungsrat in Speyer, wohin er natürlich mit seiner Familie verzog. Die alte Reichsstadt sollte lange Jahre sein Wohnort bleiben.

Inzwischen waren meine beiden Urgroßväter aus dem Leben geschieden. Der Bacharacher starb, 73 Jahre alt,

im Jahre 1802. Eine bösartige Seuche, die von den Trümmern des bei Leipzig geschlagenen Heeres Napoleons bei ihrem Rückzuge in die Rheingegenden eingeschleppt wurde, raffte Jacob im Dezember 1813 in Marnheim hin. Die letzten zehn Jahre seines Lebens flossen ganz anders für ihn dahin als die vorausgegangene Schreckenszeit. Er wurde nicht wieder in dem Besitze seines Amtes gestört und verbrachte seine Tage in ungestörtem Frieden und im Genusse eines bescheidenen, aber ausreichenden Einkommens, das ihm sogar die Ausübung der gewohnten Tugend der Gastfreundschaft gestattete. Kinder, Verwandte und Freunde besuchten regelmäßig das gastliche Pfarrhaus, in dem alle Besucher herzlichste Aufnahme, stete Heiterkeit und einfachen Sinn neben bedeutender Bildung fanden. Meine Urgroßmutter überlebte ihn 32 Jahre. Nachdem ihr Sohn Friedrich sich in Speyer niedergelassen und ein geräumiges Haus erworben hatte, zog sie mit ihren Töchtern Julie und Marie auf seine dringende Einladung zu ihm und erfreute sich bis zu ihrem Lebensende seiner treuen Obhut.

Die großväterliche Familie befand sich nun in einem sicheren Lebenshafen und hatte allen Grund, der Zukunft heiter und vertrauensvoll entgegenzusehen. Zu den fünf Söhnen war noch eine Tochter, Julie, gekommen. Aber in kurzer Frist sollte die Familie die herbste Prüfung erleiden, die über einen Familienkreis hereinbrechen kann. Ein Brustleiden hatte sich allmählich bei meiner Großmutter gebildet. Es entwickelte sich rasch zu einer Zehrkrankheit, der sie schon im Jahre 1818 erlag. So fand sich der Gatte im 34. Lebensjahre verlassen mit sechs Kindern, wovon das älteste noch nicht zehn war. Sein Schmerz wurde durch den bald nachher erfolgten Tod des einzigen

Töchterchens verdoppelt. Ein großer Trost war es unter den Umständen, daß ihm in dieser schweren Zeit der liebende Beistand der Mutter und Schwestern gesichert war.

In Speyer boten die Volksschule und ein neuorganisiertes Gymnasium nicht gerade die beste, aber immerhin genügende Gelegenheit für die Erziehung der fünf Söhne. Die Brüder waren verschieden begabt. Wie seine Laufbahn bewies und wie mir selbst noch von einigen seiner Lehrer und Schulgenossen bestätigt wurde, besaß mein Vater das meiste Talent. Leider ist mir nicht das geringste über seine Schulerlebnisse bekannt. Ich weiß nur, daß er ein hübscher, kräftig gebauter Knabe und Jüngling war, von Gesundheit strotzend und dabei von etwas heißblütigem Temperamente, das ihn öfters in Händel mit Kameraden verwickelte. Sein größter körperlicher Vorzug war sein herrliches, tiefblaues Auge, dessen Schönheit sein ganzes Leben hindurch ungetrübt blieb und das zu seinem krausen, dunkelbraunen Haare einen auffallenden, aber anziehenden Gegensatz bildete. Seine Brüder räumten ihm willig, nicht nur als älterem, sondern auch mit Rücksicht auf seine anderen körperlichen und geistigen Eigenschaften den Vorrang ein. Er war nicht nur ihr Leiter, sondern auch ihr Schirmer bei Reibereien mit anderen Jungen, wie sie ja auf der Schule nicht ausbleiben. Überhaupt hingen die Brüder nicht nur in der Jugendzeit, sondern ihr ganzes Leben in großer Liebe und Treue aneinander.

Die fünf Brüder kamen von der Volksschule in das Gymnasium und machten den regelmäßigen, achtjährigen Kursus durch. Mein Vater und sein nächstältester Bruder Theodor waren in derselben Klasse. Er war regelmäßig unter den Ersten in allen Klassen und absolvierte das

Gymnasium mit der ersten Note im Alter von nur 18 Jahren. Im Herbste 1825 bezogen die beiden Brüder die Universität, entschlossen, sich der Jurisprudenz zu widmen. Sie gingen zuerst nach München, wo sie die gewöhnlichen, sogenannten philosophischen Kollegien hörten, und verbrachten die nächsten drei Jahre teils in Heidelberg, teils in Würzburg.

Als verhältnismäßig junger Mann — infolge des Todes seiner Mutter war ihm bei seiner Volljährigkeit der Antritt seines Teils des von ihr in die Ehe gebrachten Vermögens gesichert — konnte mein Vater das Leben während der Universitätszeit genießen, und er tat es auch. Er war ein flotter Student, gehörte einem Corps an und machte mit, was dies eben mit sich brachte, einschließlich nicht weniger Duelle, aus denen er aber ohne die gewöhnlichen, sichtbaren Gedenkzeichen hervorging. Er hielt sich ein Reitpferd, immerhin auf Universitäten etwas Ungewöhnliches, und, wie gesagt, ließ sich überhaupt nichts abgehen. Auch scheint er anderen gegenüber freigebig gewesen zu sein. Es sind mir wenigstens Beispiele von armen Studiengenossen, die er regelmäßig unterstützte, bekannt. Auch war er unter seinen Kameraden recht beliebt, und er hielt an nicht wenigen der damals geschlossenen Freundschaften bis an sein Lebensende fest. Aber trotz allen Zerstreuungen, die ihm das akademische Leben brachte, scheint er doch noch die nötige Zeit auf ernsthaftes Studium verwendet zu haben. Wenigstens bestand er ein glänzendes Abgangsexamen, das er am 28. April 1828 machte. Da es seine Absicht war, seine juristische Laufbahn in seiner Heimat zu beginnen, wo das französische Recht noch herrschte, so entschloß er sich, dem besonderen Studium desselben noch ein Jahr in

Frankreich zu widmen. Er ging zu diesem Zwecke nach Paris, wohin sein Bruder Theodor ihn begleitete. Er besuchte regelmäßig die Vorlesungen an der Rechtsschule des Collége de France und erwarb sich eine große Geläufigkeit im Französischen, die er stets behielt. Leider ist mir nichts Weiteres über seine Erlebnisse in Paris bekannt.

Nach Ablauf des Jahres kehrte er nach seiner Heimatprovinz zurück und begann bald darauf an den Gerichtshöfen in Zweibrücken den gewöhnlichen, vorbereitenden Dienst, den Aspiranten auf Staatsanstellung zu machen hatten. Er scheint sich dabei nicht überarbeitet zu haben, sondern fand hinreichende Zeit zum Genusse des Lebens, das in der kleinen Stadt anregend genug war, da in derselben noch etwas von der Gesellschaft des früheren herzoglichen Hofes übrig geblieben war und die beiden dortigen Gerichtshöfe eine Anzahl ganz bedeutender Männer in sich schlossen.

Seit dem Jahre 1817 lebte in Speyer eine Familie Pfeiffer, bestehend aus den Eltern und zwei Töchtern, Anne Marie und Katherine Antonia Elisabeth genannt, von denen die jüngere meine Mutter zu werden bestimmt war. Der Vater, Franz Moritz Joseph Pfeiffer, war von pfälzischer Abstammung. Sein Vater, Johann Michael Pfeiffer, war sein Leben lang in kurpfälzischen Diensten gewesen, zuerst in Heidelberg und dann viele Jahre als Inspektor oder Verwalter der noch heute betriebenen Saline Philippshall zu Dürkheim an der Haardt. Seine Mutter war eine geborene Marie Madeleine König. Mein Großvater, Franz, war als der zweitälteste von vier Brüdern am 9. October 1772 in Heidelberg geboren und erhielt eine gewöhnliche Schulbildung. Durch die Ver-

setzung seines Vaters nach Dürkheim ging dem Sohne die Woltat einer höheren Erziehung verloren. Nach Ausbruch der französischen Revolution wurden, wie bekannt, in Deutschland mit Zustimmung der Landesherren aus französischen Flüchtlingen und angeworbenen Deutschen eine Anzahl Regimenter für den „König von Frankreich" organisiert und unter das Kommando des Prinzen Condé gestellt, um bei den Einfällen in Frankreich durch die Verbündeten mitzuwirken. In der Pfalz wurde ein Regiment rekrutiert, als dessen Obrist der Fürst de Rohan bestimmt war, nach dem es auch benannt wurde. Wie viele andere Söhne pfälzischer Beamten trat mein Großvater mit seinem jüngeren Bruder Heinrich als Kadett am 16. September 1790 in seinem 18. Jahre in das Regiment ein. Bereits anderthalb Jahre darauf wurden die Brüder als Unterleutnants in das ebenfalls in französischen Diensten stehende Regiment des Fürsten Hohenlohe-Waldenberg-Bartenstein versetzt. Am 11. September 1793 in der Schlacht von Bodenthal erhielt Franz, mein Großvater, eine Kugel ins rechte Bein und hatte außerdem den großen Schmerz, seinen kaum 17jährigen Bruder an seiner Seite fallen zu sehen. Kaum geheilt, erhielt er am 2. Dezember desselben Jahres im Treffen von Borstheim eine Schußwunde in der linken Schulter. Am 2. September 1794 wurde er Oberleutnant. Am 30. September 1796 wurde er in dem Treffen von Schassenried so schwer am linken Knie verletzt, daß er beinahe ein Krüppel geworden wäre. Am 2. Dezember 1799 wurde er Kapitän in demselben Regimente. Er diente weiter bis zum März 1801, wo die Condé'sche Armee aufgelöst und die Regimenter derselben verabschiedet wurden, da die englische

Regierung sich weigerte, die bislang gezahlten Subsidien für den Sold derselben weiter zu stellen.

Während der ersten acht Jahre seiner Dienstzeit focht die Condé'sche Armee gegen die republikanischen Armeen in den verschiedenen Feldzügen der Alliierten. Im Winter 1798 wurde sie aber nach der galizisch-russischen Grenze kommandiert. Unter den Papieren meines Großvaters fand sich eine an seinen Vater geschriebene, sehr interessante Schilderung des Eilmarsches von Waldsee in Baden durch Baiern und Oesterreich nach Wolhynien. Daß er ein tapferer, in jeder Beziehung tüchtiger Soldat war, beweisen die von dem Prinzen Condé und seinen Regimentskameraden unterzeichneten, sehr rühmlichen Zeugnisse. Nach der Restauration der Bourbonen erhielt er durch königliche Ordonnanz vom 25. Dezember 1815 für seine Tapferkeit den St. Louis Orden, mit dem der Adel und eine Pension verbunden war. Er wurde im Juli 1816 in Heidelberg durch den französischen Feldmarschall Vicomte de Ganville vermittelst Gelübde und Ritterschlag feierlich in den Orden aufgenommen.

Nach seiner Verabschiedung kehrte mein Großvater in seine Heimat zurück und hatte noch das Glück, seinen kurz darauf sterbenden Vater, an dem er mit außerordentlicher Liebe hing, wiederzusehen. Die Pfalz war inzwischen französisches Gebiet geworden. Sein Vater und ältester Bruder waren anfangs der neunziger Jahre als Geiseln nach Frankreich geschleppt und dort vier Jahre festgehalten worden, aber schließlich hatte man dem ersteren doch seine Stelle an der Spitze der Verwaltung der Salzwerke zurückgegeben. Um diese Stelle bewarb sich nun mein Großvater und erhielt sie auch im April 1803. Er kam dadurch in den Dienst Napoleon's, was ihm, dem ehemaligen

[illegible]



Franz Moritz Joseph Pfeiffer.

Offizier der Bourbonen, gerade nicht angenehm war. Nach drei Jahren wurde er in derselben Eigenschaft an die Saline von Montiers in Savoyen und von da nach sechs Monaten nach Basel in der Schweiz versetzt. Dann bekleidete er verschiedene Posten im Zolldienste in den Departements der Saar und des Niederrheins, bis das linke Rheinufer infolge der Ereignisse von 1814 und 1815 wieder deutsch wurde. Nach zweijähriger, unfreiwilliger Ruhe trat er in bairische Dienste und wurde 1817 mit der Hauptverwaltung des Salzmonopols der Regierung in Speyer betraut, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode verblieb.

Am 24. Februar 1809, in seinem 36. Lebensjahre, hatte er sich in Dürkheim mit der 20jährigen Marie Anna, Tochter des Landwirtes Heinrich Berchtold und Katherine, geborene Koch, verheiratet und seine junge Frau nach Saar-Union geführt, einem kleinen Städtchen zwischen Saargemünd und Pfalzburg, wo er damals stationiert war. Dort wurden dem Ehepaare die beiden Töchter geboren, die ältere am 11. Dezember 1809, die jüngere am 30. April 1811.

Dem Großvater sah man es noch als Greis an, daß er als Jüngling und Mann ein Bild männlicher Schönheit und Kraft gewesen sein mußte. Er maß volle sechs Fuß und hatte eine äußerst stattliche Haltung, der es trotz ihres unverkennbaren soldatischen Charakters nicht an einer gewissen Grazie fehlte. Seine Gesichtszüge waren edel und fein geformt. Er hatte eine hohe Stirne, eine leicht gebogene, römische Nase, einen ausdrucksvollen Mund und glänzende blaue Augen. Er war sehr geistesfrisch und trotz seiner beschränkten Erziehung sehr gut unterrichtet und be-

saß ein aufgeklärtes, umfassendes Urteil über Menschen und Dinge. Eine unerschöpfliche Gutmütigkeit war seine Haupteigenschaft. Er konnte ein wahrer „Ritter ohne Furcht und Tadel“ genannt werden und wurde sein ganzes Leben hindurch als Ehrenmann geachtet.

Seine Lebensgefährtin besaß ebenfalls körperliche Vorzüge, die selbst in ihrem hohen Alter noch deutlich zu erkennen waren. Sie war mittelgroß, mit prächtigem, glänzend schwarzem Haare und feurigen schwarzen Augen, die ihrem feinen ovalen, blühenden Gesichte einen äußerst lebhaften Ausdruck verliehen. Ihr Mund war etwas groß, aber mit wohlgebildeten, glänzenden Zähnen besetzt und deutete ihren energischen Charakter an. Sie war eine offene, gerade Natur, die stets ohne Zögern ihrer Überzeugung Ausdruck gab, und war wegen ihres Freimutes stadtbekannt. Sie beschäftigte sich eifrig mit den Vorgängen in der Welt und erging sich gern mit verständigen Männern in Erörterungen derselben. Wie ihr Mann, besaß sie aufgeklärte Ansichten. Wiewol gute Katholikin, war doch z. B. der Schwindel, der in den vierziger Jahren mit dem „heiligen Rocke“ in Trier getrieben wurde, ihr in der Seele zuwider, und sie nahm keinen Anstand, dies in unverblümter Weise dem katholischen Bischof von Speyer und anderen Geistlichen gegenüber, die in ihrem Hause regelmäßig verkehrten (unter diesen befand sich der spätere Erzbischof von Köln, Kardinal von Geißel, der Sohn eines armen pfälzischen Ackerbauers), auszusprechen. Sie besaß übrigens ein nervöses, leicht reizbares Temperament, das sich mit zunehmendem Alter leider steigerte. Besonders kleine Ärgernisse konnte sie nicht ertragen, und Haushaltungssorgen brachten sie nur zu oft aus dem Gleichgewichte.

Die beiden Töchter hatten von den Eltern körperliche Vorzüge geerbt. Die ältere, „Nannchen" oder Anna, wie ihr Taufname war, hatte die Größe der Mutter und die edle Gestalt sowie die Züge ihres Vaters, bei dunkelbraunem Haar und eben solchen Augen. Sie war gescheit und dabei die Gutmütigkeit und Selbstlosigkeit selbst. Die jüngere, „Lisette" genannt, hatte bei einer kleineren, niedlichen Figur die lieblichsten Züge, einen zierlichen Kopf mit herrlichem, blondem Haarwuchs, lachende blaue Augen, einen feinen kleinen Mund, wohlgeformte Nase, kleine Hände und Füße. Beide Schwestern sollen nach vollerblühter Jugend so frisch wie Rosen ausgesehen haben. Lisette war aufgeweckt wie ihre Mutter, und ihr ganzes Wesen atmete Anmut. Sie soll von geradezu hinreißender, naiver Liebenswürdigkeit und voll von übersprudelnder Lebenslust gewesen sein. Die Erziehung der Schwestern war weder gründlich noch umfassend, sondern gab ihnen nur das geringe Maß von Kenntnissen, das in jener Zeit eben die sogenannten höheren Töchterschulen in kleinen deutschen Städten boten. Beide hatten musikalisches Talent und sehr schöne Stimmen, die ältere Alt, die jüngere Sopran.

Mein Vater und seine spätere Lebensgefährtin kannten sich schon von Kindheit an, da sich die beiden Familien in denselben gesellschaftlichen Kreisen bewegten. Beim Tanzunterricht lernten sie sich näher kennen. Bereits als Gymnasiast widmete er ihr besondere Aufmerksamkeit, und als Universitätsstudent wurde er ihr erklärter Anbeter. Er ward viel von Eifersucht geplagt und schlug sich ihrethalben in einem Duelle mit einem Nebenbuhler, den ich 35 Jahre später in München als bayerischen General kennen lernte.

Schwester Emma Ottilie Friedrike geboren wurde. Der Kindersegen der Eltern blieb auf uns drei beschränkt. Der gesundheitliche Zustand der Mutter machte dies erwünscht, denn die drei Geburten in weniger als vier Jahren hatten einen nachteiligen Einfluß auf denselben ausgeübt, von welchem sie sich nie wieder ganz erholte.

Am 7. April 1839 wurde mein Vater als zweiter Staatsanwalt an das Appellationsgericht in Zweibrücken versetzt, wo er beinahe zwanzig Jahre zu bleiben und ich demgemäß meine Kinderjahre zu verbringen bestimmt war. Wie wol ich bei der Übersiedlung nur etwas über vier Jahre alt war, sind mir doch alle Eindrücke aus jener Zeit vom Augenblicke des Einzuges in unsere Wohnung an frisch im Gedächtnisse geblieben. Ich entsinne mich sogar noch des Behagens, mit dem ich dem Ausladen des Möbelwagens vor dem Hause zusah. Wir bezogen den Mansardenstock eines an einem freien Platz gelegenen großen Gebäudes, das früher unter der Herrschaft der Herzöge von Pfalzzweibrücken eine Amtswohnung bildete, inzwischen aber zum Kasino oder Klubhaus für die „besseren" Stände geworden war. Außer den Lese-, Spiel- und Restaurationszimmern enthielt es einen großen Saal, der für Konzerte und Bälle benutzt wurde. Die Zimmereinteilung der Wohnung steht mir heute noch klar vor den Augen, obgleich ich sie über 45 Jahre nicht gesehen habe. Besonders genau erinnerlich sind mir verschiedene Unfälle, die meiner älteren Schwester und mir selbst passierten. Wir purzelten öfter die Stufen der steilen Treppe von einem Stock in den anderen hinab, aber jedesmal ohne größeren Schaden. Bei einer Gelegenheit kam meine Schwester nur wie durch ein Wunder mit dem Leben davon. In dem

Hofe befand sich ein nicht benutzter, unbedeckter Ziehbrunnen, der nahezu 30 Fuß tief war und mehrere Fuß stehendes Wasser enthielt. Beim Spielen kamen wir an den Rand der oberen Einfassung und bestiegen dieselbe, wobei meine Schwester das Gleichgewicht verlor und hineinstürzte. Es dauerte eine Weile, bis mein Schreien gehört wurde, und sie wäre unfehlbar inzwischen ertrunken, wenn sie sich nicht mit ihrem Kleidchen beim Herabfallen in einen gerade über dem Wasser hervorstehenden Haken gefangen hätte. Der herbeieilende Klubdiener brachte sie unversehrt herauf.

Die Wohnung war eng und unbehaglich, und so bezogen wir bereits im nächsten Jahre eine andere im ersten Stocke eines noch ansehnlicheren Gebäudes, das auch aus der herzoglichen Zeit herrührte und an demselben freien Platze stand. Die neue Wohnung bildete eine lange Flucht sehr großer Zimmer mit mehr Raum als die Familie benötigte. Die Hauptanziehung für uns Kinder war der große Hof mit zwei unbenutzten Baulichkeiten, die früher als Stallung, Wagenschuppen und Dienerschaftswohnung dienten, zur Zeit aber nicht bewohnt und mit einer Menge von allerlei Gerümpel angefüllt waren. Sie waren wie geschaffen als Schauplatz für das Spiel der Kinderphantasie, und nichts gewährte uns größere Lust, als ihren aufgeschichteten, gemischten Inhalt immer wieder aufs neue durchzustöbern. Aber nicht nur zum Anreize meines romantischen, sondern auch meines praktischen Erwerbssinnes diente das Gerümpel. Meine Spielkameraden und ich entfernten mit großer Mühe von einigen dazu gehörigen halbfaulen Fässern die eisernen Reife und schleppten sie im Triumphe zu einem stadtbekannten jüdischen Trödler, Samson ge-

lich ingeniöser und eindringlicher Weise für Gleichberechtigung der Ehegatten in der Art ein, daß die männlichen Kinder der Religion des Vaters, die weiblichen derjenigen der Mutter folgen sollten. Eine längere Korrespondenz entwickelte sich hieraus, in der beide Teile auf ihrem Standpunkte beharrten. Schließlich siegte aber doch die Liebe, und es kam zu einer Einigung durch die Annahme des vom Schwiegervater vorgeschlagenen Kompromisses, worauf die förmliche Verlobung im Sommer 1830 erfolgte.

Man hatte sich verständigt, daß die Verheiratung stattfinden sollte, sobald der Bräutigam eine erste Anstellung im Staatsdienste erhalten hätte. Diese erfolgte nun auch am 31. März 1833 als „funktionierender Staatsprokurator-Substitut" bei dem Bezirksgerichte in dem Städtchen Frankenthal. Als man aber darauf die vorgeschriebenen Schritte bezüglich der Vermählung bei den bürgerlichen und kirchlichen Obrigkeiten tat, stellte es sich heraus, daß die katholische Kirche sich absolut weigerte, die Einsegnung vorzunehmen, ohne daß die Eltern sich schriftlich verpflichteten, ihre Kinder beiderlei Geschlechtes katholisch werden zu lassen. Gemischte Ehen waren früher von derselben Kirche auf das Zugeständnis der religiösen Erziehung der Kinder entsprechend dem Glaubensbekenntnisse der Eltern regelmäßig eingesegnet worden.

Die unerwartete Weigerung war die Folge einer in Rom eingetretenen reaktionären Strömung. Sie war eine peinliche Überraschung für das Brautpaar. Man gab sich vergeblich lange Mühe bei dem Bischofe, eine Änderung der kirchlichen Entschließung herbeizuführen. Selbst die persönliche Intervention bei dem Kirchenchef seitens des damaligen Regierungspräsidenten der Pfalz, Fürsten Wrede

(eines Bruders des bekannten baierischen Feldmarschalls), der die interessierten Familien wol kannte, nutzte nichts. Der Fall erregte großes Aufsehen in der ganzen Pfalz und wurde sogar in der Presse lebhaft erörtert. Der Regierungspräsident referierte ihn schließlich an das Staatsministerium in München zur Entscheidung. Er hing lange dort, und es war ungewiß, wie sie ausfallen würde. Inzwischen standen die Brautleute wahre Qualen aus, die auch auf die Gesundheit der Braut einen ungünstigen Einfluß ausübten. Der Bräutigam machte den Schwiegereltern den Vorschlag, sich mit der obrigkeitlichen Verehelichung und protestantischen Einsegnung zu begnügen. Doch waren dieselben zu gläubige Katholiken, um darauf einzugehen. Da riß dem impulsiven Bräutigam endlich die Geduld, und am 26. Mai 1833 schrieb er einen Brief an seine Schwiegereltern in Speyer, in dem er ihnen vorschlug, die Heirat nach seinem Wunsche zu vollziehen, anderenfalls er überhaupt zurücktreten wolle.

Es traf sich, daß kurz nach dem Abgange dieses Ultimatums die katholisch-kirchlichen Behörden infolge einer Entscheidung gegen sie in München nachgaben und sich zur Einsegnung der Ehe bereit erklärten. Die Antwort des Schwiegervaters war daher natürlich eine zustimmende. Da alle Vorbereitungen für dieses Ereignis, einschließlich der Ausstattung der Braut und der Bestellung der häuslichen Einrichtung, schon längst gemacht waren, so wurde der 11. Juni als Hochzeitstag festgesetzt. Am Tage zuvor wurde von dem Brautpaare ein notarieller Ehevertrag unterzeichnet. Derselbe bestimmte, daß zwischen den Ehegatten bloß eine auf reine Errungenschaft beschränkte Gütergemeinschaft bestehen solle. Das Einbringen

Schwester Emma Ottilie Friedrike geboren wurde. Der Kindersegen der Eltern blieb auf uns drei beschränkt. Der gesundheitliche Zustand der Mutter machte dies erwünscht, denn die drei Geburten in weniger als vier Jahren hatten einen nachteiligen Einfluß auf denselben ausgeübt, von welchem sie sich nie wieder ganz erholte.

Am 7. April 1839 wurde mein Vater als zweiter Staatsanwalt an das Appellationsgericht in Zweibrücken versetzt, wo er beinahe zwanzig Jahre zu bleiben und ich demgemäß meine Kinderjahre zu verbringen bestimmt war. Wie wol ich bei der Übersiedlung nur etwas über vier Jahre alt war, sind mir doch alle Eindrücke aus jener Zeit vom Augenblicke des Einzuges in unsere Wohnung an frisch im Gedächtnisse geblieben. Ich entsinne mich sogar noch des Behagens, mit dem ich dem Ausladen des Möbelwagens vor dem Hause zusah. Wir bezogen den Mansardenstock eines an einem freien Platz gelegenen großen Gebäudes, das früher unter der Herrschaft der Herzöge von Pfalzzweibrücken eine Amtswohnung bildete, inzwischen aber zum Kasino oder Klubhaus für die „besseren" Stände geworden war. Außer den Lese-, Spiel- und Restaurationszimmern enthielt es einen großen Saal, der für Konzerte und Bälle benutzt wurde. Die Zimmereinteilung der Wohnung steht mir heute noch klar vor den Augen, obgleich ich sie über 45 Jahre nicht gesehen habe. Besonders genau erinnerlich sind mir verschiedene Unfälle, die meiner älteren Schwester und mir selbst passierten. Wir purzelten öfter die Stufen der steilen Treppe von einem Stock in den anderen hinab, aber jedesmal ohne größeren Schaden. Bei einer Gelegenheit kam meine Schwester nur wie durch ein Wunder mit dem Leben davon. In dem

Hofe befand sich ein nicht benutzter, unbedeckter Ziehbrunnen, der nahezu 30 Fuß tief war und mehrere Fuß stehendes Wasser enthielt. Beim Spielen kamen wir an den Rand der oberen Einfassung und bestiegen dieselbe, wobei meine Schwester das Gleichgewicht verlor und hineinstürzte. Es dauerte eine Weile, bis mein Schreien gehört wurde, und sie wäre unfehlbar inzwischen ertrunken, wenn sie sich nicht mit ihrem Kleidchen beim Herabfallen in einen gerade über dem Wasser hervorstehenden Haken gefangen hätte. Der herbeieilende Klubdiener brachte sie unversehrt herauf.

Die Wohnung war eng und unbehaglich, und so bezogen wir bereits im nächsten Jahre eine andere im ersten Stocke eines noch ansehnlicheren Gebäudes, das auch aus der herzoglichen Zeit herrührte und an demselben freien Platze stand. Die neue Wohnung bildete eine lange Flucht sehr großer Zimmer mit mehr Raum als die Familie benötigte. Die Hauptanziehung für uns Kinder war der große Hof mit zwei unbenutzten Baulichkeiten, die früher als Stallung, Wagenschuppen und Dienerschaftswohnung dienten, zur Zeit aber nicht bewohnt und mit einer Menge von allerlei Gerümpel angefüllt waren. Sie waren wie geschaffen als Schauplatz für das Spiel der Kinderphantasie, und nichts gewährte uns größere Lust, als ihren aufgeschichteten, gemischten Inhalt immer wieder aufs neue durchzustöbern. Aber nicht nur zum Anreize meines romantischen, sondern auch meines praktischen Erwerbssinnes diente das Gerümpel. Meine Spielkameraden und ich entfernten mit großer Mühe von einigen dazu gehörigen halbfaulen Fässern die eisernen Reife und schleppten sie im Triumphe zu einem stadtbekannten jüdischen Trödler, Samson ge-

wol zu zärtlich, um eine nur gute Wirkung auf uns auszuüben — machte uns das großelterliche Haus ebenso lieb wie das elterliche, und wir betrachteten einen Besuch dorthin immer als eine außerordentliche Vergünstigung. Die Schwester meiner Mutter, die Tante „Nannchen" (Anna), wie wir sie nannten, die von Liebe geradezu überfloß und uns besonders in ihre Obhut nahm, trug nicht wenig zu diesem Gefühle bei. Nach meiner oben erwähnten Krankheit wurde ich zur Luftveränderung und Erholung in das großelterliche Haus gebracht und blieb beinahe ein ganzes Jahr dort. Während desselben empfing ich auch meinen ersten Unterricht in der untersten Klasse der Gemeindeschule. Nach der Überlieferung in der Familie zeigte ich wenig Verständnis für die Vorteile der Erziehung und sträubte mich so gegen den Schulbesuch, daß der gute Großvater es für nötig hielt, meinen Widerwillen durch allerlei Bestechungen zu bekämpfen, was er auch mit Erfolg tat. Aber trotzdem behielt ich, wie es mir noch sehr deutlich vorschwebt, eine besondere Abneigung gegen jene Schule, und zwar aus Vorurteil gegen die ärmlich gekleideten und auch sehr unreinlichen Kinder aus den unteren Volksklassen, die um mich herum saßen. Über diese aristokratische Empfindung kam ich nicht hinaus.

Mein Großvater hatte auch einen gewissen Ehrgeiz hinsichtlich seines Enkels. Als daher mit dem Ende des Schuljahres die üblichen Prüfungen und öffentlichen Preisverteilungen heranrückten, steckte er sich hinter den Lehrer meiner Klasse, um mir einen Preis zu sichern. Er erbot sich sogar, selbst ein Buch als Preis für mich zu kaufen, falls dies anginge. Der Vorschlag wurde natürlich abgelehnt. Um so größer war seine Freude, als er erfuhr, daß ich auf

wahres Verdienst hin eine Auszeichnung bekommen würde. Ich sehe es noch heute, wie der liebe, alte Mann seinen in blauem Rock mit weißen Beinkleidern und Strohhut gekleideten Enkel zur Preisverteilung führte — er stolz, ich im voraus wegen der bevorstehenden öffentlichen Schaustellung äußerst verlegen. Ich geriet sogar aus reiner Verlegenheit ins Weinen, und er konnte mich nur mit größter Mühe beschwichtigen. Aber schließlich gelang es mir doch, die für die Gelegenheit erlernten Verse herzusagen, vor die Lehrer hinzutreten und mit einer Verbeugung das Preisbuch entgegenzunehmen.

Noch bei einer anderen Feierlichkeit spielte ich in jener Zeit in Speyer eine Rolle. Es war damals und es ist, so viel ich weiß, heute noch der Gebrauch bei Konfirmationen in der katholischen Kirche, daß die männlichen und weiblichen Konfirmanden bei der Einsegnung von jüngeren Knaben und Mädchen, die brennende Kerzen tragen, geleitet werden. Ich wurde nun der Kerzenträger des einzigen Sohnes des Hausdieners meines Großvaters. Die Konfirmation fand in dem mächtigen, ehrwürdigen Kaiserdome meiner Vaterstadt statt. Ich fühle noch heute das Bangen und den Schauer, mit dem ich neben meinem Konfirmanden in der langsam schreitenden Prozession das Hauptschiff entlang und die Treppen hinauf bis zum Hauptaltar wandelte. Die anwesende Menge, der Weihrauch, der Chorgesang, die brausenden Orgeltöne, die Zahl und Gewänderpracht der Geistlichkeit und das überschwellende, mächtige Glockengeläute machten den tiefsten Eindruck auf mich. Wie eine Offenbarung der Macht und des Glanzes der himmlischen Herrschaft kam es über mich, und, wenn je eine Kinderseele zu unbewußter Gläubigkeit gestimmt

war, so war es in jenem Augenblicke die meinige. Die Wirkung war auf mich eine so nachhaltige, daß ich in meinem jugendlichen Gemüte noch lange nachher den Wunsch empfand, katholisch statt protestantisch zu sein. Hierin wurde ich noch dadurch bestärkt, daß mein Großvater mich regelmäßig jeden Sonntag in die hohe Messe mitnahm, und schließlich war es mir selbst nicht mehr klar, ob ich eigentlich der einen oder der anderen Kirche angehörte.

Ich war allen Fremden gegenüber in jener Zeit ein ungemein scheues Kind. Das Haus meines Großvaters lag an einem mit Baumreihen bepflanzten und mit Sitzen versehenen öffentlichen Platze, auf dem sich täglich eine zahlreiche Kinderschar stundenlang tummelte. Ich konnte aber nicht bewogen werden, mich ihren Spielen anzuschließen. Ich hätte es so gerne getan, fühlte aber eine unüberwindliche Scheu vor den mir fremden Altersgenossen. Diese Neigung zur Abgeschlossenheit ist ein ererbter Zug, der sich beim Bacharacher Urgroßvater, bei meinem Großvater und Vater, sowie bei anderen Verwandten findet. So sah ich nur verstohlen und wehmütigen Herzens auf die Glücklichen von der Gartenlaube herab und fühlte mich oft schwer gedrückt in meiner Alleinheit und Verlassenheit. Fast nur an der Hand meines Großvaters wagte ich mich auf die Straße und war glücklich, daß ich ihn auf seinen täglichen Spaziergängen begleiten durfte. Er war durchaus nicht gesprächig auf denselben und beschränkte sich meistens auf das Summen von Liedern. Aber doch war ich stolz, von dem ehrwürdigen Großvater mit den edlen Gesichtszügen, der stramm wie ein echter Soldat dahinschritt und immer Aufmerksamkeit erregte, geführt zu werden. Meine Schüchternheit verblieb mir durch das ganze Knabenalter. Doch,

wie gesagt, ich fühlte sie nur Fremden gegenüber. Unter Bekannten fehlte es mir durchaus nicht an Zutraulichkeit und Lebhaftigkeit.

Im Herbste 1841 wurde ich von meiner Schwester Anna abgelöst und kehrte nach Zweibrücken zurück. Ihr Aufenthalt sollte nur einige Monate dauern. Aber nach Ablauf derselben baten die Großeltern so dringend, sie noch länger behalten zu dürfen, daß die Eltern willfahrten. Dies wiederholte sich mehrmals, und schließlich verbrachte Anna ihre Jugend bis zum 14. Jahre im großelterlichen Hause und besuchte das elterliche nur während der Schulferien um Ostern und Weihnachten. Die ältere Schwester stand mir demzufolge nie so nahe wie die jüngere.

Ich trat in die Zweibrücker Volksschule ein und besuchte dieselbe zwei Jahre lang. Der Persönlichkeiten meiner Lehrer erinnere ich mich zwar noch sehr deutlich, aber von meinen Schulerlebnissen sind mir nur sehr allgemeine Eindrücke geblieben. Im Lesen und Auswendiglernen sowie besonders im Rechnen zeichnete ich mich aus, aber im Schreiben leistete ich nur Schlechtes — eine Schwäche, die mir leider stets geblieben ist und sich das ganze Leben hindurch für mich als Hindernis erwiesen hat. Meine Aufführung muß auch befriedigend gewesen sein. Ich entsinne mich wenigstens nicht einer einzigen Strafe in den zwei Jahren. Ich empfing während derselben in der Schule den ersten sogenannten Religionsunterricht, und zwar natürlich von einem protestantischen Geistlichen. In jener Zeit waren überhaupt die Volksschulen noch in protestantische und katholische, wie auch den Geschlechtern nach, streng getrennt. Die Mehrzahl der Schüler gehörte den unteren Ständen, d. h. den Schichten der kleinen Geschäftsleute,

Handwerker und gewöhnlichen Arbeiter an. Die Söhne von Beamten und der wenigen reicheren und gebildeten Bürgerfamilien bildeten eine schwache Minderzahl. Die Mehrzahl zeigte den letzteren stets eine Art geschlossener Fronte und instinktiver Feindschaft, von der wir nicht wenig zu leiden hatten. Sehr oft kam es zu Einzelkämpfen oder Massenbalgereien zwischen den beiden Parteien, und meine Eltern waren gewohnt, mich mit blutigem Kopfe und zerrissenen Kleidern nach Hause kommen zu sehen. Ich muß bei diesen Streitigkeiten gelegentlich als Anführer aufgetreten sein, so wurde mir wenigstens in späterer Zeit von damaligen Schulgenossen erzählt.

Ich war mit der gleichalterigen Jugend in der „Neuen Vorstadt“ wohlbekannt und stand mit ihr auf dem besten Fuße. Die meisten der damals geschlossenen Freundschaften erhielten sich auch auf Lebenszeit. Ich war Spielen aller Art sehr ergeben, und besonders die in freier Luft fesselten mich, so daß ich bei günstigem Wetter gewöhnlich später als erlaubt auf der Straße blieb und geholt werden mußte. Im Sommer machten wir Kameraden an den freien Nachmittagen und Sonntagen öfters Ausflüge in die liebliche Umgebung der Stadt mit ihren Haupt- und Nebenthälern und zerstreuten Waldanlagen. In der kalten Jahreszeit boten der Regel nach tiefer und langliegender Schnee und schönes Eis auf den Bächen der Stadt und in der Nähe liegenden Teichen reichliche Gelegenheit zu Wintervergnügen. Ich war unermüdlich im Schneemännermachen und Schneeballenwerfen und Schlittschuhlaufen, das ich sehr früh erlernte. Auch häuslichen Spielen widmete ich viel Eifer. Nach den Mitteilungen der Eltern zeigte ich schon sehr frühe die lebhafteste

Einbildungskraft, indem ich meinen Spielzeugen alle möglichen erdichteten Eigenschaften beilegte und die verschiedensten Tätigkeiten Erwachsener nachzuahmen suchte.

Ritter- und Theaterspiele waren längere Zeit meine stärkste Liebhaberei. Das Lesen einiger Ritterromane, die zufällig in meine Hände geraten waren, hatte sie veranlaßt. Wochenlang widmete ich jeden freien Augenblick unermüdlichen Versuchen, eine Ritterrüstung aus Pappendeckel anzufertigen, und als es mir nicht gelang, ließ ich den Eltern bei Tag und Nacht keine Ruhe, bis ich Erlaubnis bekam, einen Buchbinder damit zu beauftragen. Meine Entrüstung, als sich bei der Ablieferung der Helm als viel zu klein erwies, war unaussprechlich. Ich überredete eine Anzahl meiner nächstbefreundeten Kameraden, sich ähnlich auszurüsten. Dann verschafften wir uns hölzerne Lanzen, Schwerter und Dolche, meistens eigenhändig mit Messern verfertigt, und nun hielten wir in den Freistunden Turniere ab und unternahmen Kampf- und Raubzüge. Ich war frühe im Besitze von Puppentheatern, mit denen ich schon in meinem sechsten Jahre allein und ohne jegliche Unterstützung von mir ausgedachte Stücke vor jugendlichen Zuhörern, mit oder ohne Eintrittsgeld, vorstellte. Bald erhob sich die hier erworbene Praxis auf eine höhere Stufe der mimischen Kunst. Ich that mich mit einigen Vertrauten zusammen, und wir schufen ein Ritter- und Räuberstück, das die Autoren selbst nach mühevollster Herrichtung der Kostüme und einer förmlichen Bühne vor einem zahlreichen und begeisterten Auditorium aufführten. Dieser theatralische Versuch hatte indessen der Erfüllung unserer Schulpflichten so viel Eintrag getan, daß die Eltern der weiteren Entwicklung unserer dramatischen Gaben Einhalt

taten und Jahre verflossen, ehe ich der Histrionik weiter fröhnen konnte.

Noch eine weitere Tat aus jener Periode jugendlicher Schwärmerei dürfte erwähnenswert sein. Es war mir zufällig zu Ohren gekommen, daß in früherer Zeit ein unterirdischer Gang aus dem befestigten Teile der Stadt in das Freie führte und seinen Ausgang in einem Wäldchen hatte, das unmittelbar hinter der amtlichen Behausung der Oberförsterei in der „Neuen Vorstadt" lag. Ich entdeckte den Ausgang, fand ihn aber verschüttet. Meine Phantasie gab mir nun den Gedanken ein, daß in jenem Gange Schätze verborgen seien. Diese Idee ergriff mich so lebhaft, daß sie bald zur festen Überzeugung von der Existenz leicht erreichbarer, großer Reichtümer wurde. Meine Vertrauten wurden in das Geheimnis eingeweiht und wie ich von den in Aussicht stehenden Ergebnissen begeistert. Wir machten uns in heimlichster Weise an die Wegräumung des Schuttes. Es wurde uns aber bald klar, daß diese Aufgabe unsere Kräfte durchaus überstieg. Die Enttäuschung war bitter, aber nicht von langer Dauer.

Im Frühjahre 1843 hatten wir einen neuen Wohnungswechsel. Unser neues Quartier, das ebenso viel Raum als das verlassene bot, aber nicht so frei lag, bestand aus dem ersten Stock des ebenfalls in der „Neuen Vorstadt" gerade gegenüber dem „Gasthofe zum Zweibrücker Hofe" gelegenen Dienlin'schen Hauses. Auf einer anderen Seite hatten wir das Haus der Familie Petri mit großem Hofe und Garten. Die beiden ältesten der vier Söhne des Hauses wurden meine liebsten Spielgenossen, und meine Beziehungen zu denselben sind bis zu dieser Stunde enge geblieben. Unmittelbar vor unserer neuen Behausung trafen

drei breite Straßen zusammen. Dieser Umstand machte den Punkt zum ständigen Versammlungsorte der vorstädtischen Jugend für Spiele aller Art, die oft so zahlreiche Beteiligung fanden und unter so vielen Lärmen stattfanden, daß die Eltern und selbst die Polizei einschreiten mußten, um den tollen Übermut zu zügeln.

Die Lage des Hauses hatte für mich noch einen anderen Vorteil. Der Eigentümer des „Zweibrücker Hofes" war auch Posthalter und hatte als solcher die Ställe voller Pferde. Ich war bald mit einem gleichaltrigen Sohne desselben bekannt und kam schnell durch denselben in den Genuß verschiedener Privilegien. Ich durfte helfen beim Anschirren der Pferde, beim Reiten derselben in die Schwemme, beim Holen von Heu auf naheliegenden Wiesen und anderen Verrichtungen. Sogar viele Fahrten in den Privatwagen des Posthalters genoß ich. Ein besonderes bene schien es uns zwei Jungen, allein mit dem alten Fritz, einem nicht weniger als 42 Jahre alten emeritierten Postgaul, einspännig fahren zu dürfen.

Die Oster- und Herbstferien verbrachten wir Geschwister regelmäßig bei den Großeltern in Speyer und wurden gewöhnlich von Vater oder Mutter dahin gebracht. Die Reise mußte mit dem Postwagen gemacht werden, da damals überhaupt kein anderes öffentliches Transportmittel existierte. Die Fahrt dauerte zwölf bis dreizehn Stunden. Die Erinnerung an diese Reisen ist für mich stets eine der lebhaftesten aus meiner Jugendzeit geblieben. Die Abgangszeit war um drei Uhr morgens, so daß wir aus dem besten Schlafe geweckt und reisefertig gemacht wurden. Der Wagen war gewöhnlich mit allerlei Menschen überfüllt. Eingepfercht, schlechte Luft atmend, der ungewohnten Be-

ergab es sich auch, daß ich selbst zu meinen Stiefonkeln Julius und Robert, die sechs beziehungsweise zwei Jahre älter waren, damals auf entferntem Fuße blieb.

Übrigens wurde die Einförmigkeit des Ferienaufenthaltes in Speyer, die aus meiner Sonderlichkeit entsprang, durch die Abwechslung von kürzeren oder längeren Besuchen bei anderen Verwandten und Bekannten in der Vorderpfalz unterbrochen. Diese wohnten auf dem bereits erwähnten Schloßgute St. Johann bei Landau, auf der sogenannten Haardt bei Neustadt und in den nahe bei einander liegenden Orten Wachenheim, Dürkheim und Ungstein. St. Johann war von meinem Großvater Hilgard an seinen jüngsten Sohn Otto für seinen Anteil am mütterlichen Vermögen übertragen worden, und er bewohnte es mit seiner Familie. Das Schloß war malerisch am östlichen Abhange der Vogesen und unmittelbar am Eingange des Annweiler Thales gelegen und mit ruinengekrönten Bergen umgeben. Der Onkel war gehörleidend und dadurch oft mißlaunisch, aber die Tante und ihre drei netten Mädchen hatten eine große Anziehung für uns. Auch der Obstreichtum verfehlte nicht seine Wirkung. Auf der Haardt hatte der Vater meiner Großmutter Hilgard, Herr Henrich, ein hochgelegenes Landhaus mit Garten und Park erworben, das seitdem stets in den Händen von Verwandten geblieben ist. Es bietet einen prachtvollen Rundblick auf die Rheinebene bis hinüber an den Odenwald und die nördlichen Ausläufer des Schwarzwaldes. Worms, Mannheim, Heidelberg mit dem Schlosse und Speyer mit dem Dome waren mit bloßem Auge sichtbar. In späteren Jahren brachte unsere ganze Familie oft Wochen dort zu. Der damalige Besitzer war mein Großonkel Grohé, ein abson-

derlicher Herr, der sich während seines ganzen Lebens durch Excentricitäten auszeichnete. Eine seiner Gewohnheiten war, bei dem jährlichen Kirchweihfeste Hände voll Silberkreuzer unter die Haardter Dorfjugend zu werfen und sich am Balgen derselben um die Beute zu ergötzen. Ich war einige Male zugegen, wobei er sein möglichstes tat, um mich zur Beteiligung an dem Wettkampfe zu reizen, aber ich zog das Zuschauen vor.

In Wachenheim wohnte einer der aus Bacharach stammenden acht Brüder meiner Urgroßmutter Dorothea, der Buchhändler in Heidelberg gewesen war und sich vom Geschäfte dorthin zurückgezogen hatte. Er bewohnte eine geräumige Villa, und sein gastfreundliches Haus hatte stets Besuche von Verwandten. Ferner wohnte da eine der beiden Töchter des Großonkels Grohé, Luise, die an einen sehr reichen Weingutsbesitzer, Heinrich Wolf, verheiratet war. Das Paar lebte auf großem Fuße und war sehr gastfrei, und wir genossen gewöhnlich ihre Gastfreundschaft.

In Dürkheim stand mir das Haus der nahe befreundeten Familie Fitz offen, mit deren einzigem Sohne, Hermann, ich sehr vertraut war. Derselbe hatte einen Pony und Wagen, in dem ich täglich genußreiche Spazierfahrten unternahm. Auf einer derselben begegnete uns ein unvergeßliches Abenteuer. Hermann hatte einen großen Spitzhund, der uns stets begleitete. Er hatte die üble Angewohnheit, im Freien zu jagen. Eines Tages nun hörten wir plötzlich einen Schuß und dann ein jämmerliches Heulen des Hundes nicht weit von der Landstraße. Wir forschten nach und fanden das arme Tier mit vielen Wunden von einer Schrotladung und scheinbar in den letzten Zügen. Ein Jäger, dem es einen Hasen aufgescheucht hatte, hatte sich

in dieser Weise an ihm gerächt. Wir blieben bei dem Opfer, bis es verendet schien. Zwei Tage darauf machten wir dieselbe Fahrt, die uns nach einem der Familie Fitz gehörigen Hofe brachte. Als wir an den Stall heranfuhren, entdeckten wir zu unserem größten Erstaunen den vermeintlichen, beklagten Toten wedelnd und winselnd vor der Türe. Das Tier hatte sich selbst am Tage vorher eine halbe Stunde Weges nach dem Hofe geschleppt. Wir nahmen den Hund zurück, und er wurde wieder ganz hergestellt.

In Dürkheim wohnten zur Zeit auch noch mehrere Verwandte von mütterlicher Seite, darunter eine Base meiner Mutter, die wir Kinder im großväterlich Pfeifferschen Hause in Speyer kennen gelernt und sehr lieb gewonnen hatten. Sie führte einem Bruder die Haushaltung, der ein Fleischwarengeschäft und damit verbunden eine Wurstmacherei betrieb. Die letztere erregte mein lebhaftestes Interesse, und zwar nicht nur durch das Schauen der dabei entwickelten technischen Fertigkeit in der Fleischhackerei, sondern auch mit Rücksicht auf den Mitgenuß der Kunstprodukte, für die ich in meiner Jugend stets eine ausgeprägte Neigung — welcher geborene Süddeutsche hat sie nicht? — zeigte. So erbettelte ich mir einmal von den Eltern die Erlaubnis, einer Einladung der Base für einige Tage zu folgen. Die Entstehung meines Leibgerichtes in nächster Nähe beobachten und dasselbe ad libitum genießen zu können, schien mir ein unschätzbares Vorrecht.

Eigentümliche Erlebnisse hatte ich in dem Dorfe Ungstein. Dort lebte ein kinderloses, altes Ehepaar, ein älterer Bruder Ferdinand meines Großvaters Pfeiffer, verheiratet mit einer Schwester meiner Großmutter. Er war lange

Jahre Inspektor der Saline Dürkheim gewesen, hatte aber sein Amt schon längst aufgegeben und lebte von den Zinsen seines ansehnlichen ersparten Vermögens. Das Paar bewohnte ein geräumiges Haus mit einem Bruder Johannes der Großtante, der Gast für Lebenszeit war. Der Großonkel hatte nicht die geringste Beschäftigung. Er und seine Ehehälfte waren geistig und körperlich so träge und durch abgeschiedenes Leben so menschenscheu geworden, daß sie sich nur durch die dringendsten Umstände bewegen ließen, sich außerhalb ihres Hauses zu begeben. Das eine halbe Stunde entfernte Dürkheim zu besuchen, schien ihnen eine schwere Aufgabe, und selbst die kleinste Reise hatte etwas Entsetzliches für sie. Er hatte meinen Großvater nur einmal in fünfundzwanzig Jahren in Speyer, das in drei Stunden mit dem Wagen zu erreichen war, besucht, und zwar bloß auf einen einzigen Tag. Die Großtante indessen ließ sich einige Male in jener Periode dort sehen. Der Großonkel las absolut nichts als den Kalender und eine halbwöchentlich erscheinende kleine Landzeitung. Einen Teil seiner Zeit verwendete er auf Hühner- und Taubenzucht, aber während der meisten Stunden des Tages saß er am Fenster, von dem aus er das Treiben auf der Hauptstraße des Dorfes beobachten und seine Neugierde weiter durch Unterhaltungen mit den Vorübergehenden befriedigen konnte.

Er trug im Hause regelmäßig eine weiße Zipfelmütze und eine enganschließende weißwollene Jacke, welche Tracht natürlich nicht sehr imponierend wirkte. Ebenso ungern, wie das Paar unter Menschen ging, sah es sich auch von Menschen aufgesucht. Besucher waren demselben ein Schrecken. Dieses Gefühl war bei den beiden Alten übrigens zu entschuldigen. Denn sie wurden regelmäßig durch nichtsnutzige

Verwandte in ärmlichen Verhältnissen angezapft. Sie litten sogar in einer geradezu unerhörten Weise von der Unverschämtheit dieser Blutsauger. Dieselben schickten ihnen Wucherjuden auf den Hals, von denen sie Geld borgen wollten, um die Alten durch alle möglichen Künste dazu zu bringen, die erwarteten Anteile an ihrem Nachlasse fest zuzusagen, sodaß sie den Vorschußgebern als Deckung dienen konnten. Diese Versuche, noch während der Lebenszeit der Alten in faktischen Genuß der Erbschaft zu kommen, wurden so frech und andauernd, daß meine Tante mehrmals Vaters Hülfe suchend nach Speyer kam und mein Vater gegen die Juden und ihre Auftraggeber energisch einschreiten mußte.

Ich verbrachte jahrelang regelmäßig jeden September oder Oktober eine bis zwei Wochen bei den alten Leuten. Ich hatte bei der Taufe drei Namen erhalten: Ferdinand Heinrich Gustav. Wiewol nun mein Rufname immer „Heinrich" war, so verwandelte sich derselbe doch stets dem Großonkel zu Ehren in „Ferdinand" während meines Verweilens in Ungstein. Die Alten hatten mich augenscheinlich lieb und taten ihr Bestes zu meiner Leibespflege und Unterhaltung, soweit sie es bei ihrer Kinderlosigkeit verstanden. Der Großonkel scherzte gerne mit mir, doch war er darin etwas unbeholfen, sodaß ich es vorzog, mich dem „Onkel" Johannes anzuschließen, der mich mit auf Spaziergänge nahm und mich verschiedene Hantierungen im Garten lehrte. Natürlich war ich viel mir selbst überlassen, und ich beschäftigte mich dann hauptsächlich mit der Beobachtung der zahlreichen Hühner- und Taubenschar.

Was mich indessen am meisten mit dem Aufenthalte in Ungstein aussöhnte und denselben sogar anziehend für mich

machte, war die Herbstmesse in Dürkheim, der sogenannte „Wurstmarkt", der gewöhnlich in dieselbe Zeit fiel. Die Messe dauerte eine ganze Woche und war eine Art Volksfest, bei dem sich die nörd- und östliche Pfalz sehr lebhaft beteiligte. Wie alle Messen ist auch die Dürkheimer sehr zurückgegangen, aber damals bestand sie noch aus Hunderten von Schau- und Kaufläden jeder Art, in denen viel geschaut, gekauft, gegessen und besonders getrunken und getanzt wurde. Schon die Tage, während welcher die Buden errichtet wurden, brachten mir die freudigste Aufregung. Täglich ging ich nach der eine viertel Stunde entfernten Wiese, wo die für mich neue Welt von Karussells, Panoramas, Tierausstellungen, Zaubertheatern, Kunstreiterei und sonstigen Verlockungen wie magisch unter meinen Augen entstand. Und dann erst die Wonne nach Eröffnung des Festes, im dichtesten Menschengewühl mich an all den Herrlichkeiten ergötzen zu dürfen, wofür der Großonkel meine Taschen stets reichlich spickte. Gewöhnlich trafen sich Verwandte und Freunde aus allen Teilen der Pfalz bei dieser Gelegenheit, was auch nicht wenig zu meiner Kurzweil beitrug. Kurz — ich war gar nicht ungern in Ungstein und verließ es immer mit Bedauern. Bei jedem Abschiede drückte mir der Großonkel einen Friedrichsdor in die Hand und nahm mir das Versprechen ab, im nächsten Jahre wiederzukommen.

Ich war mir natürlich nicht bewußt, daß sich an die Vorliebe des Großonkels noch ganz besondere Hoffnungen für mich knüpften. Durch die strengste Sparsamkeit hatte er sich, wie bereits erwähnt, ein ansehnliches Vermögen erworben, und man glaubte, daß er mich testamentarisch besonders bedenken würde. Diese Erwartung wurde indessen

nicht erfüllt, wiewol mir indirekt die Wohltat seiner Ersparnisse zukam, indem er ein Dritteil seines Nachlasses seinem Bruder, meinem Großvater, vermachte, wovon die Hälfte auf meine Mutter fiel. Überhaupt spielten Erbschaften eine große Rolle in meiner Familie, wie es ja allgemein im sozialen Leben in Deutschland und in allen alten Ländern, wo die Übervölkerung den selbständigen Neuerwerb schwierig macht, der Fall ist.

Eine andere Erbschaftsgeschichte ist wohl auch hier am Platze. In Neustadt lebte zur gleichen Zeit ein Onkel Klein, ein reicher, alter Junggeselle, ein Bruder der Mutter meiner Großmutter Charlotte. Auch er schloß mich in sein Herz, und ich mußte ihn, der mir Jungen übrigens gar nicht sympathisch war, regelmäßig, wiewohl nur auf kurze Zeit, besuchen, so oft ich in der Vorderpfalz war. Er äußerte bei einigen Gelegenheiten meinem Vater gegenüber, daß er vorhabe, mir einen größeren Teil seines Vermögens zu hinterlassen. Als daher eines Tages mein Vater in Zweibrücken durch besonderen Boten die Nachricht von der plötzlichen und gefährlichen Erkrankung des Onkels empfing, wurde ich sofort in eine Postkutsche gesteckt, um mit ihm so rasch wie möglich Neustadt zu erreichen. Von der Fahrt sind mir noch zwei Einzelheiten frisch im Gedächtnisse: daß wir mit Extrapost fuhren und mein Vater die Schnelligkeit der Fahrt durch Trinkgelder an die Postillione möglichst zu befördern suchte, und daß ich durch einen plötzlichen, gewaltigen Stoß des Wagens beim Überfahren einer Quergosse in einer Dorfstraße so heftig gegen das Vorderfenster geworfen wurde, daß es brach und ich eine Beule und einen stark blutenden Schnitt im Gesichte davontrug. Die Eile war umsonst. Als wir in Neustadt

ankamen, war der „Erbonkel“ bereits gestorben, und zwar überhaupt ohne Testament. Ein Drittel seines Nachlasses fiel immerhin meinem Vater und seinen Brüdern als rechtmäßigen Erben zu.

Drittes Kapitel.

Die Auswanderung eines großen Teiles meiner Familie nach Amerika.

Was von erwachsenen Hilgards und Engelmanns gegen das Ende der zwanziger Jahre in der Pfalz lebte, hatte mit einer einzigen Ausnahme in politischer Richtung demokratische Neigungen und Sympathien. Sie hatten in ihrer Jugend, während welcher ihre Heimat, wie schon mehrfach erwähnt, der französischen Republik einverleibt worden war, republikanische Ideen in sich aufgenommen, die ihnen auch, genährt durch die allgemeine Gleichberechtigung vor dem Gesetze und andere Errungenschaften, während der napoleonischen Kaiserzeit geblieben waren. Die Ausnahme bildete mein Vater, der ein geborener Aristokrat war. Er glaubte nicht an die Fähigkeit von Volksmassen, sich selbst zu regieren, sondern war von der Überzeugung durchdrungen, daß der Natur der Menschen und Dinge nach den Begabteren und Mächtigeren die Herrschaft über die Menge gebührte. Der allgemeine politische Rückschritt, der nach dem Sturze Napoleons und der Wiederbelebung des absolutmonarchischen Systems auf dem europäischen Kontinent eintrat, wurde zwar durchaus nicht von ihm gebilligt. Auch verurteilte er die Nichthaltung der Versprechen von konsti-

tutionellen Institutionen, welche die deutschen Fürsten in den Tagen der Bedrängnis ihren Völkern gemacht hatten. Aber die reaktionären Ausschreitungen in den zwanziger Jahren erregten und erbitterten ihn doch lange nicht in dem Maße wie seine Geschlechtsgenossen. Sein Vater, seine Brüder, Onkel und Vettern fühlten sich immer unbehaglicher unter dem herrschenden schweren Drucke.

Diese Stimmung war allgemein unter der Bevölkerung der Pfalz, der die staatliche Verbindung mit Baiern noch sehr zuwider war. Die gebildete Klasse unter derselben war in der Tat fast ohne Ausnahme entschieden freisinnig. Bei dem leichtzündlichen pfälzischen Charakter war es natürlich, daß man dem Drucke durch einen Gegendruck zu begegnen suchte. Leitende Männer begannen eine kräftige Agitation durch die Presse und von der Rednerbühne. Der bekannte Wirth veröffentlichte ein Blatt, das mit viel Feuer das obwaltende System angriff. Die Rechtsanwälte Siebenpfeiffer, Schüler, Savoyn und Geib erhoben ihre beredten Stimmen dagegen. Der Ausbruch der Juli-Revolution in Paris steigerte die Aufregung im Lande, die endlich in dem historischen großen Volksfeste auf dem Hambacher Schlosse zu Neustadt a. d. H. zum Durchbruche kam, wo es sehr wild herging und sogar zum förmlichen Zusammenstoße mit der Staatsgewalt kam. Als aber der erwartete Widerhall der Pariser Umwälzung in Deutschland ausblieb, freiheitliche Bewegungen mit leichter Mühe unterdrückt wurden und die Reaktion zu immer schärferer Verfolgung der liberalen Elemente schritt, bemächtigte sich der Geister eine große Entmutigung.

Meines Vaters Onkel Theodor, der, wie an anderer Stelle erwähnt, den Anwaltsstand mit einer Richterstelle in Zwei-

drücken vertauscht hatte, empfand die unbefriedigenden politischen Zustände mehr als irgend ein anderes Familienglied. Sein scharfer Verstand und erfahrener Blick ließen ihn klarer und weiter sehen, und gerade in seiner amtlichen Stellung konnte er den stetigen Fortschritt der Reaktion in den sich mehrenden politischen Prozessen genau verfolgen. Mit der wachsenden Überzeugung, daß keine Besserung des Zustandes für lange Zeit zu erwarten war, kam ihm allmählich der Gedanke einer Familienauswanderung nach der nordamerikanischen Republik. Er sagt hierüber in seinen bereits öfter citierten „Erinnerungen“:

„Indessen hatten diese Bewegungen, die nothwendig scheitern mußten, einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die Stimmung der bayrischen Staatsregierung gegen den Rheinkreis. Insbesondere traf das Mißtrauen und die stiefmütterliche Gesinnung, die daraus entsprang, auch unser Appellationsgericht. Die wichtige und einflußreiche Stelle des Generalprokurators wurde einem Altbayern übertragen; ebenso besetzte die Regierung alle vakant werdenden Rathsstellen mit Altbayern, um sich in politischen Prozessen die Stimmenmehrheit zu sichern, eine Maßregel, die für die einheimischen Mitglieder um so unangenehmer war, da jenen Leuten die Kenntniß der in Rheinbayern geltenden Gesetze gänzlich gebrach, sodaß sie im Geschäftsgang nur hinderten und alle Arbeit auf die wenigen Einheimischen fiel, die noch übrig blieben. Einer unserer besten und werthesten Kollegen wurde zur Strafe nach Altbayern versetzt, weil er zufällig Berichterstatter in einem Prozesse war, dessen Entscheidung der Regierung misfiel. Ähnliches konnte mich selbst jeden Augenblick treffen, da meine Gesinnung der Regierung nicht unbekannt war, — denn ich bemühte mich nie, sie im

Geringsten zu verhehlen.* Einmal übermannte mich der Unwille über diese und andere Ungebührlichkeiten so sehr, daß ich in einer Anrede, die ich bei Eröffnung einer Assise an die Geschworenen richtete, ziemlich kräftig darauf anspielte. Dies zog mir von Seiten des Justizministers einen Verweis zu, den ich aber sehr ruhig las und mit einem Achselzucken bei Seite legte. Als der Generalprokurator mir dieses Papier zustellte, war er in Gemüthsbewegung und drückte sehr lebhaft sein Bedauern aus, daß er mir so Schreckliches mittheilen müsse; als ich ihn aber ruhig versicherte, daß die Sache mich nicht im Mindesten affizire, schien er ganz verblüfft, wie einer, dem etwas völlig Unbegreifliches begegnet. Man gab jedoch der Sache keine weitere Folge, und die Gunst oder wenigstens die Achtung der Staatsregierung wurde mir nicht auf bemerkbare Weise entzogen; ja ich konnte aus deutlichen Äußerungen des neuen Regierungspräsidenten v. Stengel, bei einem Besuche, den er mir machte, mit Sicherheit schließen, daß sie im Sinne habe, mir die Generalprokuratur zu übertragen, wenn ich mich nur ihren Tendenzen anschließen wolle, — freilich eine Bedingung, die meiner innersten Natur widersprach und von deren Erfüllung keine Rede seyn konnte.

„Nach dem Obigen wird man schon eher begreifen, wie der Gedanke an Auswanderung allmälig in mir Wurzel fassen konnte. Aber die amtlichen Verdrießlichkeiten und Misverhältnisse waren es bei weitem nicht allein, die diesem Gedanken Nahrung gaben. Ich konnte mich für diese

* Ein Mitglied der Generalprokuratur theilte mir eines Tages im Vertrauen mit, daß das schwarze Buch in München die ganze Hilgardische Familie mit Einschluß der Frauen als republikanisch gesinnt bezeichne, jedoch mit dem Zusatze, daß sie Gesetz und Ordnung achte. Man muß gestehen, daß das schwarze Buch nicht schlecht unterrichtet war.

Unannehmlichkeiten durch den Platz, den ich in der öffentlichen Meinung des Landes behauptete, reichlich entschädigt fühlen; aber dennoch riefen sie die Stimmung hervor, die mich für höhere und dringendere Bestimmungsgründe empfänglich machte. Der wichtigste dieser Gründe bezog sich weit mehr auf die Zukunft meiner Kinder und fernern Nachkommen, als auf meine eigne. Ich gelangte zu der klaren Überzeugung, daß eine zahlreiche Familie, wie die meinige, in einem kleinen, engen und noch dazu durch unnatürliche Verhältnisse geplagten Ländchen, wie die bayerische Rheinpfalz, keinen geeigneten Wirkungskreis, kein fröhliches Gedeihen finden würde; daß hingegen die große amerikanische Union, mit ihrem unermeßlichen Gebiete, ihren freien Institutionen und ihrer unberechenbaren Zukunft, jeder menschlichen Kraft den freiesten und großartigsten Spielraum biete. Dazu kam die Betrachtung, daß die politische Gesinnung, die mich beseelte und die ich durch Lehre und Beispiel auf meine Kinder zu übertragen wünschte, der heimischen Staatsregierung misliebig sei, daß ich also entweder die Erziehung meiner Kinder fälschen und mir selbst untreu werden, oder sie für immer der Ungunst der Regierung preisgeben müßte.

„Auch hielt ich es für einen unschätzbaren Gewinn, meine Nachkommen zu freien Menschen zu machen; das Bewußtseyn höherer Menschenwürde, das stets in dem Republikaner lebt, ihnen zu sichern; die Heuchelei und Kriecherei, die — besonders in Deutschland — das fast unvermeidliche Erbteil des Unterthanen zu seyn scheint, von ihnen fern zu halten; sie des peinigenden, ewig nagenden Gefühls der Unzufriedenheit mit den politischen Institutionen des Landes, mit der Ungleichheit der Stände, mit

dem maßlosen, das Mark des Volkes verschlingenden Militärwesen, mit den tausend Hemmungen der Industrie und des Handels, mit dem Adels-, Offiziers- und Beamtendünkel, mit der allgemeinen Bevormundung und dem Eingreifen der Polizeigewalt in alle Verhältnisse, mit der Unfreiheit der Presse u. s. w. zu überheben; sie seiner Verfassung theilhaftig zu machen, die kein Interesse einer Dynastie oder Kaste im Gegensatz zu dem des Volkes zuläßt und sonach den ewigen und unvermeidlichen Kampf, der in monarchischen Staaten durch diesen Gegensatz hervorgerufen wird, ausschließt; die jeden Streit zwischen Staat und Kirche unmöglich macht, weil sie die Kirche ganz sich selbst überläßt, und die der Regierung nicht gestattet, sich in die heiligste Angelegenheit der Familie, die Erziehung der Kinder, maßgebend einzumischen, um dem heranwachsenden Geschlechte nur so viel Licht zufließen zu lassen, als das herrschende Regierungssystem für unschädlich hält. Auch war es mein heißer Wunsch, meinen Nachkommen — besonders den spätern, die Amerika ihr Geburtsland nennen würden — das schöne Glück eines starken und stolzen Nationalgefühles zu verschaffen, ein Gefühl, das dem Deutschen stets versagt seyn wird, so lange die klägliche Zerrissenheit seines Vaterlandes fortdauert, und ohne welches doch ein ächtes und würdiges Bürgerglück nicht denkbar ist, so wenig als eine lebendige, Alles durchdringende und Alles überwiegende Vaterlandsliebe."

Der Gedanke an Auswanderung nach den Vereinigten Staaten wurde in dem Onkel durch ein Buch stark genährt, das Professor Duden aus Frankfurt am Main in den zwanziger Jahren veröffentlichte. Der Verfasser hatte längere Zeit in Nordamerika verbracht und schrieb daher

auf Grund persönlicher Beobachtungen. Seine Darstellungen waren im ganzen richtig und nicht zu günstig gefärbt, aber dennoch erging er sich mit etwas zu viel Enthusiasmus über diejenigen westlichen Staaten, die nach seinem Urteile am besten für die deutsche Einwanderung geeignet waren, besonders über Missouri und Illinois. Das Buch übte einen großen Einfluß auf die Entschlüsse der Auswanderungslustigen in ganz Süddeutschland und besonders der aus politischen Gründen das Vaterland verlassenden Frankfurter Familien aus. Der Onkel hatte ein echt poetisches, deutsch-schwärmerisches Gemüt, in dem sich Dudens anziehende Bilder der örtlichen Verhältnisse im amerikanischen Westen vergrößert und verschönert wiederspiegelten.

Aber dabei war er ein zu besonnener, gewissenhafter Mann, um sich nicht auch mit den schweren Bedenken gegen das Vorhaben zu befassen. Er war sich sehr wohl des großen Risikos bewußt, das für ihn, seine kränkliche Frau und seine vier Söhne und fünf Töchter in dem Aufgeben seiner gesicherten und geachteten Stellung bei seinem beschränkten, selbst erworbenen Vermögen lag, und wußte, daß die Übersiedlung an sich durch eine lange, mühsame Reise mitten aus der Ordnung und Sicherheit der alten in die Halbkultur der neuen Welt kein kleines Unternehmen war. Noch täuschte er sich darüber, daß die Gründung einer neuen Existenz für sich und die Seinigen auf einem ganz anderen Gebiete der Thätigkeit und unter ganz anderen Bedingungen bei seinen Jahren — er war anfangs der vierziger — und festgeformten Anschauungen und Lebensgewohnheiten eine recht harte Aufgabe sein würde. Jahre lang trug er sich mit dem Projekt herum und rang mit

inneren Zweifeln. Aber schließlich traten doch alle Bedenken in den Hintergrund, und die Auswanderung wurde beschlossene Sache.

In seinen „Erinnerungen" erzählt er weiter:

„In Betreff der Art und Weise, wie die Übersiedlung meiner Familie am besten einzuleiten und durchzuführen sei, schwebte ich lang — ja von dem Zeitpunkt an, wo der erste Gedanke an Auswanderung in mir auftauchte — in großen Zweifeln. Ich trug mich anfangs mit der Idee, eine gemeinsame Auswanderung mehrerer Zweige der Hilgardischen und Engelmannischen Familie zu veranlassen, denn ich wußte, daß viele Mitglieder beider Familien große Neigung und mitunter noch dringendere Gründe zur Übersiedlung hatten, als ich selbst. Der Gedanke, daß in irgend einer schönen und gesunden Gegend des amerikanischen Westens eine Familien-Kolonie mit patriarchalischen Einrichtungen gegründet werden könne, schien mir reizend. Ich veranlaßte eine zahlreiche Zusammenkunft von Verwandten bei meinem Onkel Joseph in Wachenheim, um diese Idee zu besprechen. Allein ich bemerkte hier bald, daß eine sehr große Meinungsverschiedenheit — selbst in den Grundansichten — herrschte; daß meine Gründe für eine Übersiedlung mit denen der Übrigen wenig harmonirten; daß mehrere der Letzteren die ganze Sache nur als ein pekuniäres Unternehmen angesehen und behandelt wissen wollten, ja daß von einer gewissen Seite sogar — wenn auch nur indirekt — die Reinheit meiner Motive angezweifelt wurde. Diese Wahrnehmungen, verbunden mit dem Bewußtseyn, daß ich mehr opfern und wagen würde als alle Übrigen, wenn ich mich auf einen solchen Plan weiter einließe, entmuthigten mich und machten, daß ich ihn, als zu gefährlich, ganz

fallen ließ, und von diesem Augenblick an die feste Überzeugung hegte, daß der Einzelne oder Familienvater, der auswandern will, sich möglichst unabhängig halten und seinen selbstgewählten Weg nach eigenem Urtheil und Gefühl gehen müsse — eine Ansicht, die auch hundertfach durch die Erfahrung Anderer bewährt ist, indem alle gemeinsamen Übersiedelungspläne, die mir bekannt geworden sind, an Meinungsverschiedenheit, Mißtrauen und Zänkereien aller Art bald nach der Ankunft im Land der Verheißung scheiterten, wenn sie nicht schon unterwegs an diesen Übeln erkrankten und sich auflösten."

Der Onkel hatte, wie gesagt, die Idee einer allgemeinen Auswanderung der Familie angeregt. Wenn auch dieselbe nicht seinen Vorschlägen entsprechend zur Ausführung kam, so gab er, der bei weitem das intelligenteste und einflußreichste Mitglied der Familie war, doch den Anstoß zu der Verpflanzung der Mehrzahl des Hilgard'schen und eines großen Teiles des Engelmann'schen Zweiges nach Nordamerika. Kurz nach der erwähnten Zusammenkunft in Wachenheim fing die Bewegung an. Die Vorläufer waren der zweite, jüngste Bruder meines Vaters, Eduard, der sich für die kaufmännische und landwirtschaftliche Laufbahn vorbereitet hatte und mit der Tochter Emma des Onkels verlobt war, und Theodor Krafft, der älteste Sohn der ältesten Schwester Margarete meines väterlichen Großvaters, der früh die Mutter verloren und mit seinem Bruder Philipp in dem Hause des Onkels in Zweibrücken aufgewachsen war. Theodor Krafft hatte als Burschenschafter eine Rolle auf der Universität gespielt, die zu seiner Einkerkerung geführt hatte, und war somit gewissermaßen ein politisch Verbannter. Die beiden hatten die Mission, verschiedene Teile

der Vereinigten Staaten im Osten und Westen zu bereisen, sich so gut wie möglich über die vorgefundenen Verhältnisse zu unterrichten und das Gesehene und Erlebte zu berichten.

Sie bereisten zuerst Pennsylvanien und arbeiteten dort auf Farmen. Dann gingen sie nach Missouri und Illinois. Sie besuchten von St. Louis aus das gerade gegenüber liegende St. Clair County, wo bereits mehrere gebildete Familien aus der Rhein- und Mainzgegend angesiedelt waren, und, da es ihnen dort am besten gefiel, so blieben sie in Belleville, der Hauptstadt des County. Fast gleichzeitig mit denselben war auch Dr. Georg Engelmann, der älteste Sohn von Julius Engelmann, über das Meer gegangen. Auch er wanderte eine Zeit lang, ließ sich aber schließlich dauernd in St. Louis nieder, wo er sich eine sehr geachtete Stellung erwarb. Dem Bruder Eduard folgte bald der zweitälteste Bruder Theodor meines Vaters. Die beiden Brüder kauften sich fünf englische Meilen von Belleville eine große Farm, die sie später teilten. Der dritte Bruder Friedrich kam ihnen bald nach, und auch der jüngste, Otto, der ebenfalls zum Landwirt erzogen worden war, zog hinüber. Somit war mein Vater der einzige von den fünf Brüdern, der zurückblieb. Er war von Anfang an ein entschiedener Gegner der Auswanderung der Familie und tat sein möglichstes, um die Brüder davon abzuhalten. Aber der Einfluß des Onkels Theodor trug den Sieg über seine Bemühungen und selbst die des Vaters davon. Mein Vater, der dafür hielt, daß die Brüder ihrer Veranlagung und ihren Neigungen nach sich den amerikanischen Verhältnissen nicht leicht anpassen würden, hatte recht. Mit Ausnahme von Theodor kehrten sie im Laufe von mehr oder

weniger Jahren nach Deutschland zurück, nachdem Eduard und Friedrich den größten Teil ihres Vermögens eingebüßt hatten. Theodor kam nur noch einmal zurück, um seine Braut Emma Heimberger aus Speyer abzuholen, und ließ sich dann fest auf der gekauften Farm nieder, wo er bei reichem Kindersegen bis zum Ende seines Lebens blieb.

Im Frühjahre 1833 wanderte mein Urgroßonkel Friedrich Engelmann, bis dahin Forstmeister in Imsbach, mit zahlreicher Familie aus, welche aus Frau, vier Söhnen und fünf Töchtern und den Verlobten von zweien der letzteren, Dr. jur. Gustav Körner und Johann Scheel, bestand. Einer der Söhne, Theodor, und Körner hatten sich bei dem Frankfurter Attentate vom 3. August 1833 beteiligt und waren Flüchtlinge. Dann waren Eltern wie Söhne und Töchter des politischen Druckes überdrüssig. Dazu kam, daß dem Familienhaupte seine Stellung infolge des Erschießens eines Jagdgehilfen durch einen unglücklichen Zufall verleidet war. Die ganze Engelmann'sche Familie ließ sich auch in St. Clair County nieder.

Bei dem Urheber der ganzen Familienbewegung kam es erst im Herbste 1835 zur Ausführung des langgehegten Entschlusses. Dieser Verzug hatte für den Onkel den Vorteil, daß inzwischen erstens die transatlantische Verpflanzung so vieler Verwandten und zweitens ihre günstigen Berichte über die jeweiligen Verhältnisse eine Rechtfertigung des gewichtigen Schrittes bildeten und ihm leichter über die inneren und äußeren Bedenken gegen denselben hinweghalfen. Im August 1835 erlangte er seine Entlassung aus dem baierischen Staatsdienste, die ihm mit Bedauern und Anerkennung seiner ausgezeichneten Leistungen als Richter erteilt wurde. Hiermit hörte selbstverständlich auch

seine unermüdliche Tätigkeit als juristischer Publizist auf, als welcher er sich in Fachkreisen in ganz Deutschland einen geachteten Namen durch die Veröffentlichung der Zeitschrift „Annalen der Rechtspflege" in Rheinbaiern erworben hatte. Welche hohe Achtung er in seinem engeren Wirkungskreise genoß, kann daraus entnommen werden, daß die Stadt Zweibrücken ihm ein feierliches Abschiedsmahl gab, dem hervorragende Männer aus allen Teilen der Pfalz beiwohnten, und daß der Landrat der Provinz, dessen Mitglied er lange Jahre war, folgenden Beschluß faßte: „Durch den Austritt des Appellationsgerichtsrates Herrn Hilgard empfindet der Kreis einen fast unersetzlichen Verlust, und der Landrat zählt es zu seiner angenehmsten Pflicht, diesem musterhaften Charakter und talentvollen Justizbeamten dankbare Anerkennung für seine, dem ganzen Kreise so vielseitig geleisteten Dienste auszusprechen."

Aber gerade diese und viele andere Beweise, wie er sagt, „der wärmsten Teilnahme, der herzlichsten Achtung und der Trauer über unser Weggehen, untermischt mit Vorwürfen und Warnungen auch zum Teile in Verse gekleidet" erschwerten ihm den letzten Abschied sehr. All die scheinbar besiegten Zweifel über die Auswanderung erhoben sich plötzlich wieder in seiner Seele und peinigten ihn bis zur Marter. Zu seiner inneren Beruhigung griff er zu einem eigenen Mittel. Er schrieb die wichtigsten Gründe, die seinen Entschluß herbeigeführt hatten, nieder und trug sie als eine Art Talisman stets bei sich.

Gegen Ende September 1835 fand endlich die Abreise nach schmerzlichstem Abschiede statt. Er hatte zwei der großen Güterwagen mit hohen Seitenwänden und mit hoch über Bogen gespanntem Dache von Segeltuch gemietet, die

damals vor der Ära der Eisenbahnen den Warenverkehr vermittelten. Der eine war so gut wie möglich als ambulante Behausung der Familie eingerichtet worden. Der andere diente zur Bergung der mitgehenden Habseligkeiten der Familie. Es war dies übrigens in jener Zeit die gewöhnliche Transportweise für deutsche Auswanderer nach den Seehäfen. (Außer dem Onkel, seiner Frau und acht Kindern und einem Diener, machten die Brüder Friedrich und Eduard meines Vaters sowie Johann Scheel die Fahrt mit.) Das Ziel der Landreise war Havre-de-Grace, wo die Familie nach zehn Tagen ankam. In Folge stürmischen Wetters und des Mangels an passenden Schiffen blieben die Reisenden dort drei Wochen liegen. Die Seereise war eine äußerst ungünstige und dauerte 63 Tage, so daß sie New-Orleans erst am Tage vor Weihnachten erreichten. Nach achttägigem Aufenthalte dort wurde die Fahrt den Mississippi aufwärts auf einem kleinen Dampfer begonnen. Erst nach 12 Tagen erreichte derselbe St. Louis, so daß die ganze Reise von Zweibrücken bis zum Bestimmungsorte nicht weniger als 3 Monate und 18 Tage gedauert hatte. Nach wenigen Tagen siedelte die Familie, dem Rate der vorausgegangenen Verwandten folgend, nach Belleville in St. Clair County über, wo der Onkel binnen kurzem eine Farm in unmittelbarer Nähe des Städtchens kaufte, welche das amerikanische Heim der Seinigen wurde.

Ich habe die Geschichte der Auswanderung meiner Verwandten etwas ausführlich behandelt, weil dieselben meine eigenen Lebensschicksale entscheidend beeinflußte. Ich werde in einem späteren Kapitel über die amerikanischen Erfahrungen der Verwandten berichten.

Viertes Kapitel.

Die ersten Gymnasialjahre.

Im Herbste 1843, während meines Ferienaufenthaltes in Speyer, wurde es auf mein dringendes Bitten entschieden, daß ich mit dem Ende Oktober beginnenden Schuljahre in die unterste Klasse des Gymnasiums in Zweibrücken eintreten sollte. Erst achteinhalb Jahre alt und ohne den vollen Kurs der „Volksschule", der damals als nötige Vorbereitung für den Gymnasialunterricht betrachtet wurde, war ich eigentlich weder dem Alter noch meinen Kenntnissen nach für den Übertritt qualifiziert. Aber meine liebsten Kameraden, die indessen um ein bis drei Jahre älter waren, sollten zu derselben Zeit eintreten, und daher mein heißer Wunsch, mit ihnen zu gehen. Es erwies sich als ein falscher Schritt, da mir wirklich die Altersreife und die nötigen Vorkenntnisse fehlten, und die Folgen desselben machten sich mir während meiner ganzen Gymnasiallaufbahn fühlbar. Ich war einer der jüngsten in jeder Klasse und empfand den Mangel einer soliden Grundlage von Wissen besonders in den ersten vier Jahren. In den alten Sprachen vor allem kam ich nur mit großer Mühe vorwärts.

Meinen ersten Unterricht im Lateinischen hatte ich einem regelmäßigen Besucher des großväterlichen Hauses, dem Regierungsdirektor Schnell von Schnellenbühel in Speyer, der mir stets besonders gewogen war, zu verdanken. Auf seinem Knie sitzend, erlernte ich das Lesen und Deklinieren. Es blieb bei der elterlichen Entscheidung, und ich wurde in der Tat wohlbestallter Gymnasialschüler, worauf ich mir nicht wenig einbildete. Zu dem Entschlusse der Eltern hatte der Umstand nicht wenig beigetragen, daß der Lehrer der untersten Klasse der bereits erwähnte Vetter Philipp Krafft war. Er versprach, mich in seine besondere Obhut zu nehmen, und tat dies auch, aber in einer eigenen Weise, die mir nicht besonders zusagte. Er war eigentlich Pfarramtskandidat und hatte keine besondere pädagogische Vorbildung genossen. Es fehlte ihm vor allem jede Selbstbeherrschung den Schülern gegenüber. Wiewol von Natur aus sehr gutmütig, besaß er doch ein sehr jähzorniges Temperament. Bei der geringsten Veranlassung prügelte und zauste er seine Schüler bei den Haaren und Ohren ohne Erbarmen. Die vier untersten Klassen hatten jeden Tag vor dem Beginne des Unterrichts eine Morgenandacht, die aus Gebet und Bibellesen bestand. Dabei passierte es öfters, daß er bei Ruhestörungen in plötzlicher Aufbrausung seine wuchtige Bibel vom Katheder aus nach den Köpfen der Übeltäter warf. Mir widmete er Aufmerksamkeiten dieser Art mit besonderem Eifer. Den liebenden Ausdruck: „Du Schlingel, nun bekommst du eine doppelte Tracht Prügel aus rein verwandtschaftlicher Zuneigung,“ bekam ich regelmäßig zu hören. Ohne die Nachhülfe meines Vaters wäre ich überhaupt kaum unter ihm vorwärts gekommen. Die einzigen Gelegenheiten, bei denen er sich liebenswürdig zeigte, waren

die sogenannten Klassenspaziergänge im Sommer, die er durch Gesang und Musik und Spiele sehr anziehend zu machen verstand.

Auch die anderen Klassen der Lateinschule hatten sehr schwache Lehrkräfte. Der Lehrer der zweiten Klasse hatte nur beschränkte Kenntnisse und so gut wie keine Lehrgabe und erfüllte seine Pflichten in rein mechanischer Weise und bei vollständiger Gleichgültigkeit für die Wirkung auf die Schüler. Er wurde den letzteren gegenüber dadurch geradezu lächerlich, daß ihm, der körperlich äußerlich schwächlich und kränklich und für jede Leibesübung unfähig war, der Turnunterricht oblag. Der Lehrer der dritten Klasse war ein tüchtiger Klassiker, aber ein knurriger Kauz und Musterpedant von höchst abstoßender Lehrmethode. Der Lehrer der vierten Klasse litt an der Auszehrung, sodaß sein Unterricht fortwährende, sehr nachteilige Unterbrechungen erfuhr. Meine Leistungen in den ersten vier Gymnasialjahren waren daher sehr unbefriedigend. Das Fehlen der richtigen Anregung machte mich träge, und ich war regelmäßig unter den Letzten in der Klasse. Nicht in einem einzigen Lehrfache zeichnete ich mich in jener Zeit aus und spielte daher weder bei dem sogenannten Maifeste, das mit Deklamationen und Musik der Schüler und Ausflügen gefeiert wurde, noch bei den Preisverteilungen am Jahresschlusse je eine Rolle. Weder die Lehrer noch meine Eltern hatten eine hohe Meinung von meiner geistigen Befähigung. Für meinen Vater war dies natürlich eine große Enttäuschung, die er mich auch fühlen ließ.

Meine unbefriedigenden Schulerfolge erschienen in noch ungünstigerem Lichte neben der musterhaften Aufführung des zweitjüngsten Sohnes, Robert, aus der zweiten Ehe

meines väterlichen Großvaters, also des Stiefbruders meines Vaters, der nur zwei und ein halb Jahre älter als ich war, zur Zeit meines Eintrittes in das Gymnasium in unser Haus kam und vier Jahre in demselben verbrachte, um den Gymnasialunterricht von der zweiten Klasse ab zu genießen. Er war ein dicker, guter Junge, von außerordentlicher Gutmütigkeit und größter Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung aller Obliegenheiten. Bei mir ging das Spiel immer den pensis vor, bei ihm war es stets umgekehrt. Mehr durch Fleiß und Geduld als durch Begabung erwarb er sich stets hohen Rang in seiner Klasse. Besonders zeichnete er sich durch Ordnungsliebe aus. Sein Bücher- und Kleiderschrank war immer schön aufgeräumt. Es war ihm ein wahres Vergnügen, jeden Samstag Nachmittag stundenlang seinen Ordnungstrieb durch neue Einrichtung seiner Habe zu befriedigen. Ich war auch in dieser Richtung das gerade Gegenteil von ihm. Er wurde mir stets als ein Muster vorgehalten, was auch vollkommen berechtigt war, aber mich doch nicht zu seiner Nachahmung brachte. Nach Ablauf der vier Jahre widmete er sich dem Kaufmannsstande in Frankfurt am Main und wanderte später nach den Vereinigten Staaten aus. Ich werde später zu erwähnen haben, wie es ihm dort erging, und wie wenig sich die Erwartung einer erfolgreichen Laufbahn erfüllte, die man ihm kraft seiner geschilderten Eigenschaften voraussagte, während man für mich die Zukunft eines Taugenichts erwartete.

Ich verzeichne hiermit noch verschiedene Episoden aus jener Jugendperiode, die mir wenigstens erwähnenswert erscheinen. Mitte der vierziger Jahre hatte mein Vater Hoffnung auf eine Beförderung an den obersten baierischen Gerichtshof in

München, in der er jedoch getäuscht wurde. Er betrachtete das als eine Zurücksetzung, und glaubte, auf eine höhere Laufbahn im Justizdienst verzichten und sich mit dem Gedanken vertraut machen zu müssen, sein amtliches Leben in der Pfalz zu verbringen und zu beschließen. Dies brachte ihn zu dem Entschlusse, sich in Zweibrücken ein eigenes Haus zu bauen. Zusammen mit den Anwälten Gulden und Golsen und dem Freiherrn von Esebeck kaufte er sich im Jahre 1843 ein Grundstück in unmittelbarer Nähe unserer damaligen Wohnung, auf dem nach einheitlichem Plane vier Häuser aus rotem Sandstein errichtet wurden, die zusammen einen recht stattlichen, dreistöckigen Bau mit einer Fronte von ungefähr 130 Fuß bilden und noch heute eine Zierde der Stadt sind. Unser Haus stand an einer der beiden Ecken und war von einem amphitheatralisch sich erhebenden Blumengarten begrenzt, sodaß es eine ganz freie Lage und einen reizenden Blick auf die grünen Höhen und Thäler hatte, welche die Stadt umgeben. Es enthielt achtzehn Wohnräume in den drei Stockwerken und war daher sehr geräumig und im Innern bequem und geschmackvoll eingerichtet. Wir bezogen das Haus im Herbste 1846, und blieb das Heim der Familie, so lange sie in Zweibrücken wohnte. Es ermöglichte den Eltern oft Gastlichkeit auszuüben, sodaß es zum Mittelpunkte der kleinen Gesellschaft von Zweibrücken wurde.

Wenn ich auch nicht eifrig in meinen Studien war, so fehlte es mir in anderer Richtung doch nicht an Lebhaftigkeit. Wenn es galt, den Lehrern oder anderen einen Schabernack zu spielen, so war ich immer bei der Hand. Recht tolle Streiche verübte ich mit meinen Kameraden, und, wiewohl der jüngste unter ihnen, stand ich doch keinem an

Kühnheit nach. Auch blieb mir meine alte Lust an Spielen und Jugendvergnügen jeder Art. Je weniger mich das Schulzimmer fesselte, um so lieber lebte ich in der freien Luft. Spiele auf der Straße an Schultagen bis zum letzten Tageslichte und an freien Tagen lange Spaziergänge im Sommer und Schlittschuhlaufen oder Schlittenfahren im Winter waren die Regel. Auch betrachtete ich es als ein besonderes Privilegium, meinen Vater, der ein eifriger Nimrod war, auf der Jagd begleiten zu dürfen. Diese Neigungen waren dem Studium gerade nicht förderlich. Einen weiteren Grund, warum es mit demselben bei mir nicht recht vorwärts ging, bildeten die häufigen Krankheiten, von denen ich befallen wurde. Ich war in jenen Jahren kein kräftiger Junge und zog mir manches durch Unvorsichtigkeit zu. Überzieher, Überschuhe und wollene Unterkleider waren mir und meinen Altersgenossen ganz unbekannte Dinge. Erkältungen waren daher gewöhnliche Erscheinungen bei mir, und als Folge solcher hatte ich eine Lungen-, Gehirn- und mehrere Halsentzündungen durchzumachen. Auch der Scharlach suchte mich schwer heim und fesselte mich im Winter 1844–45 beinahe acht Wochen ans Bett. Es war dies eine harte Geduldsprobe, die mir durch eifriges Lesen von „Robinson Crusoe“, „Tausend und eine Nacht“ und zahlreichen Ritter- und Räubergeschichten, für die ich große Vorliebe hatte, erleichtert wurde.

Wie gewohnt, ging ich am Schlusse des Schuljahres gegen Ende August 1847 in die Ferien nach Speyer. Kurz nach meiner Ankunft wurde die Stadt durch die Nachricht in die höchste Aufregung versetzt, daß König Ludwig I. von Baiern sich seinen pfälzischen Unterthanen zeigen und demnächst die Kreishauptstadt besuchen würde. Die ganze Bevölkerung

machte sich sofort daran, die Stadt so schön wie möglich zum Empfange der Majestät zu schmücken. Da das großelterliche Haus unmittelbar neben dem „Wittelsbacher Hofe“ lag, der zum königlichen Absteigequartier erkoren war, so entschloß sich der Großvater, es reichlich zu schmücken. Am Mittage des Tages der Ankunft (27. August) des Königs war er im oberen Stocke mit der Befestigung von Guirlanden an den Fenstern beschäftigt, wobei ich ihm half, als zum Essen gerufen wurde. Ich ging ihm voraus nach dem Eßzimmer in dem unteren Stocke. Als er nach einigen Minuten nicht erschienen war, wurde ich wieder zu ihm hinaufgeschickt. Ich fand ihn ausgestreckt mit blutrotem Gesichte und regungslos auf dem Boden vor einem der Fenster liegen. Schreiend stürzte ich hinunter und teilte der Großmutter und Tante die schreckliche Entdeckung mit. Ein Schlagfluß hatte seinem Leben im 76. Jahre ein Ende gemacht.

Einen schöneren Tod hätte man dem lieben, alten Mann nicht wünschen können, aber für die Seinigen brachte das Ereignis nur den bittersten Schmerz. Ich hatte zum ersten Male die Schrecken des Todes geschaut und war aufs tiefste erschüttert. Auch hing ich an dem Geschiedenen mit aller Liebe, der mein Kinderherz fähig war. Ich kam Tage lang nicht aus dem Weinen und Schluchzen heraus. Ich folgte dem Sarge bis zum Grabe und sah ihn darin verschwinden, was mich in eine solche Aufregung versetzte, daß ich förmlich krank wurde. Meine ältere Schwester war auch ganz außer sich. Auf meine Tante wirkte der Verlust des geliebten Vaters so, daß sie ein Nervenfieber befiel, welches sie an den Rand des Todes brachte und monatelang an das Bett fesselte. Infolge der langsamen Postverbindung (Telegraphen

gab es damals noch nicht) kamen meine Eltern mit der jüngeren Schwester erst nach der Beerdigung an. Meine Mutter war auch tief erschüttert, und nur die Sorge um die erkrankte Schwester hielt sie aufrecht.

Wie früher erwähnt, war mein väterlicher Großvater Bürgermeister von Speyer. Durch seine einsichtige Verwaltung des städtischen Eigentums an Grund und Boden wurde die Finanzlage der Stadt sehr gehoben. Beim Ablaufe seines Amtstermines wurde er daher von dem Stadtrate einstimmig wiedergewählt. Die Regierung versagte ihm aber ganz unerwartet ihre Bestätigung. Sie gab keine Gründe für diese Entscheidung, doch wußte man sofort, daß die oppositionelle Stellung, welche der Betroffene gegenüber der herrschenden politischen Rückströmung einnahm, die Veranlassung war. Hierauf entschloß sich mein Großvater, sich mit Familie auf sein Landgut — Schloß St. Johann hatte er inzwischen an seinen Sohn Otto abgetreten — den sogenannten „Klosterhof“, bei Kirchheimbolanden, am Fuße des Donnersbergs gelegen, zurückzuziehen. Das Besitztum war früher eine Niederlassung des Ordens der Benediktiner gewesen und bestand aus der unbenutzten Klosterkirche, mehreren großen von den geistlichen Insassen benutzten, aber auch leer stehenden Gebäuden und den eigentlichen Wirtschaftsgebäuden. Der dazu gehörige Grundbesitz umfaßte hauptsächlich Wiesen und eine hoch auf dem sogenannten Schloßberge, um die Ruine der Burg der ehemaligen Herren von Bolanden angelegte ausgedehnte Rebenpflanzung. Es war ein abgelegener Ort, fast ohne allen Verkehr mit der Außenwelt. Dort lebte der Großvater ununterbrochen bis zu seinem Tode im Jahre 1859. Die Stief-Großmutter hatte ihn natürlich begleitet und lebte

noch bis zum Jahre 1882. Auf ihn wie auf seine ganze Familie und besonders die heranwachsenden Kinder zweiter Ehe hatte diese Abgeschlossenheit einen entschieden ungünstigen Einfluß, das heißt, sie bewirkte einen bemerkbaren geistigen Rückgang.

Meine Ferienbesuche dehnten sich nun auch auf den Klosterhof aus. Ich muß aber gestehen, daß ich mich dort, so weit meine Erinnerung reicht, nie recht behaglich fühlte. Besonders ein gruseliger Eindruck ist mir frisch im Gedächtnisse geblieben. Wenn die Fremdenzimmer im Wohnhause mit anderen Gästen gefüllt waren, wurden die jungen Onkel und ich in die ehemaligen Mönchszellen in einem der erwähnten unbenutzten Gebäude einquartiert. Unsere Schlafstätten bestanden einfach aus Strohmatratzen, Kopfkissen und Decken. Nun waren allerlei Gespenstergeschichten über den Hof im Umlauf, besonders über das nächtliche Erscheinen der Geister von Mönchen, die zur Strafe in der Klosterkirche lebendig eingemauert waren. Daß wir daher nur mit Grausen unser Nachtquartier bezogen, läßt sich denken. Dazu kam noch, daß die alte Klause ein beliebter Zufluchtsort für Nachteulen und Ratten war, deren nächtliches Treiben uns oft aufweckte und gerade nicht mit den mutigsten Empfindungen erfüllte. Eine besondere Anziehung besaß indessen der Klosterhof für alle jugendlichen Besucher: den dortigen Zwetschgenreichtum, der uns ein unbegrenztes Schwelgen in Kuchen von diesem herrlichen Obste gestattete.

Im Herbste 1844 machte ich meine erste Dampfschiff- und Eisenbahnfahrt. Damals bestand die Hauptverbindung von Speyer mit der Außenwelt in der Dampfschiffahrt auf dem Rhein. Alle zwischen Mannheim und Straßburg fahrenden Dampfboote legten an. Die Ankunft und Ab-

fahrt derselben war in der Tat das Hauptereignis des Tages, und die Promenade nach dem Landungsplatze war eine sehr beliebte, wiewol diese im Sommer durch wolkendichte Schwärme von Stechmücken gewöhnlich sehr unbehaglich gemacht wurde. Es war immer mein heißer Wunsch gewesen, einmal eine Flußfahrt machen zu können, aber erst zur genannten Zeit ging er in Erfüllung. Eine größere Gesellschaft verabredete einen Ausflug über Mannheim nach Heidelberg, dem sich meine Tante mit Schwester Anna und mir unter dem Schutze meines Onkels Friedrich anschloß, der inzwischen von Amerika zurückgekehrt und auf der Kreisregierung beschäftigt war. Die Flußfahrt nach Mannheim dauerte wenig über eine Stunde und war für mich ein großes Ereignis, dessen Einzelheiten mir noch so klar vor Augen schweben, als hätte ich sie erst gestern erlebt. Ich war ganz Auge und Ohr für die wunderbare Maschine und das mir so neue Treiben der Menschen auf dem Schiffe und trennte mich sehr ungern von demselben. Die Eisenbahnfahrt von Mannheim nach Heidelberg (eine der ältesten Strecken in Deutschland) machte aber einen noch viel mächtigeren Eindruck auf mich. Der erste schrille Pfiff der Lokomotive fuhr mir durch alle Glieder, und ich hielt mir vor Schrecken die Ohren zu. Infolge des pfeilschnellen Hinsausens des Zuges fühlte ich mich ebenfalls sehr unbehaglich, und ich war von Herzen froh, als die Fahrt zu Ende war. Wie wenig ließ ich es mir damals träumen, daß Eisenbahnen die größte Rolle in meinem Leben spielen würden!

Auf einer meiner Rückfahrten vom Klosterhofe nach Zweibrücken verbrachte ich zwei Tage in Kaiserslautern, bei der Base Dorothee, der Schwester meines Lehrers

Krafft, die dort an einen Steuerbeamten verheiratet war. Zur Zeit wurde der längste Tunnel auf der Hauptlinie der pfälzischen Bahnen durch die Vogesen in der Nähe der Stadt gebaut. Ich scheute den zwei Stunden langen Weg nicht, um mir diese große Sehenswürdigkeit zu betrachten, die mir wie ein Weltwunder erschien. Es kam mir natürlich nicht in den Sinn, daß ich viel Großartigeres in dieser Richtung zu leisten bestimmt war. Ein Jahr später sah ich Kaiserslautern wieder bei einer außerordentlichen Gelegenheit. Es handelte sich um die Einweihungsfeier der noch heute stehenden, großartigen Getreidehalle, zu der Neugierige in großer Zahl aus allen Teilen der Pfalz strömten. Durch vieles Bitten errang ich mir die Erlaubnis, die Festlichkeit mitmachen zu dürfen. Um die Kosten so gering wie möglich zu halten, machte ich mehr als die Hälfte des zehn Stunden weiten Weges von Zweibrücken an einem Tage hin und zurück zu Fuße, für welche Leistung ich allgemein als ein sehr energischer Junge gerühmt wurde. Mein einziges Mahl auf der Tour bestand aus einer Wurst und einem Stücke Brot, das ich mir in einer nahe dem Festplatze gelegenen Bierhalle kaufte. Sechsunddreißig Jahre später, bei einem im Sommer 1884 mir zu Ehren in einem Gasthofe, der an der Stelle der Bierhalle errichtet worden war, gegebenen Festmahle fiel mir während meiner Dankrede dies Erlebnis plötzlich ein, und ich erzählte es unter allgemeinem Beifalle.

Weniger rühmlich als bei der Kaiserslauterer Einweihung ging es für mich bei einer anderen Gelegenheit her. Einer der erwähnten üblichen Sommerausflüge führte meine Klasse zu Fuß nach Landstuhl, etwa sechs Stunden von Zweibrücken, zur Besichtigung der dortigen berühmten

Ruine der Burg des Franz von Sickingen. Bei der Ankunft in dem Städtchen wurden wir zur Erfrischung nach einem Bierkeller geführt. Ich hatte fast noch nie zuvor einen Tropfen Gerstensaft gekostet, spürte aber solchen Durst, daß ich ein großes Glas rasch hinuntertrank. Die Folgen zeigten sich sehr bald. Ich wurde fast besinnungslos, bekam entsetzliche Übelkeiten und mußte in einem Gasthofe zu Bette gebracht und schließlich im Laufe des Abends auf einem sogenannten Leiterwagen nach Hause gefahren werden.

Mein Vater war ein leidenschaftlicher Spaziergänger. In der schönen Jahreszeit machte er jeden Sonntag Ausflüge zu Fuß, auf denen ich ihn mitunter begleiten durfte. Einer derselben führte uns nach dem zweiundeinhalb Stunden entfernten Städtchen Blieskastel, wo wir bis gegen Sonnenuntergang blieben. Der Aufbruch verzögerte sich so, daß mir die Zeit sehr lange wurde und ich mich schließlich allein auf den Heimweg machte, unbedachter Weise aber vergaß, dem Vater dies zu melden. Nun hatte ich ihn den mitgenommenen Herren vorschlagen hören, zur Rückkehr einen kürzeren, über einen Bergrücken führenden Fußweg statt der Landstraße im Bliesthale zu benutzen. Den ersteren schlug ich somit ein, indem ich von Zeit zu Zeit auf die vermeintlich Nachkommenden wartete. Die Gesellschaft vermißte mich beim Abgange, nahm aber an, daß ich schon unterwegs auf der Fahrstraße sei, worauf man diese statt des Fußweges einschlug. Man holte mich nicht ein, mein Vater rechnete aber sicher darauf, mich zu Hause und im Bette zu finden. Die Entdeckung, daß dies nicht der Fall war, erschreckte ihn natürlich nicht wenig. Die ganze Familie harrte auf mich die Nacht hindurch in

banger Erwartung. Ich erschien aber erst nach Tagesanbruch. Ich hatte kurz nach eingetretener Dunkelheit den Weg verloren und war die ganze Nacht durch umhergewandert.

Kurz nach dem Einzuge in unser neues Haus empfand ich die Wonne und die Qual meiner ersten Liebe. Ich war zwar erst zwölf Jahre alt, aber die Gefühle meiner Knabenseele waren wirklich die stets wechselnde Quelle bald von Pein und von Glück in kaum geringerem Maße als bei ähnlichen Anwandlungen im Jünglingsalter. Wie ich in einem früheren Kapitel erzählte, hatten meine Altersgenossen und ich große Neigung zum Theaterspiel. Der Umstand, daß in dem neubezogenen Heim ein dafür besonders geeigneter Raum vorhanden war, ließ die alte Leidenschaft neu unter uns aufleben. Wir gewannen auch unsere Eltern dafür, und besonders die Mütter gaben sich Mühe, unsere Leistungen zu heben. Wir übten ein wohlbekanntes Stück, „der Heiratsantrag auf Helgoland", ein, indem meine Schwester Anna die Hauptrolle, eine Freundin von ihr die eines in sie verliebten Matrosen und ich eine andere spielte. Der niedliche Matrose tat es mir an. Ich huldigte ihr in unwandelbarer Treue zwei Jahre hindurch, bis eine Versetzung ihres Vaters nach München die Kur brachte. Ich sah sie erst nach langen Jahren als verheiratete Frau wieder.

In jener Zeit wurde mir auch eine besondere theatralische Auszeichnung zuteil, auf die ich nicht wenig stolz war. Auf der Stadtbühne gab eine einheimische Liebhabergesellschaft jeden Winter einige Vorstellungen. Ich wurde der Rolle eines Pagen in einem der Stücke gewürdigt. Sie erhob sich kaum über die eines einfachen Statisten,

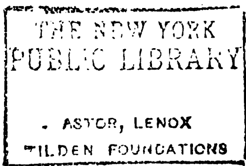
dagegen war aber mein Kostüm um so glänzender. Die Liebhaberrollen wurden von einem sehr begabten jungen Justizbeamten und einem bildschönen, neunzehnjährigen Mädchen, einer Tante meiner Erkorenen, gespielt. Das Spiel der beiden wurde bald Wirklichkeit und fesselte dadurch natürlich um so mehr die Aufmerksamkeit des städtischen Publikums. Auch uns Kindern war die gegenseitige Neigung der beiden bekannt, und, da ich selbst an Liebesweh litt, so verfolgte ich ihr Spiel mit verzehrendem Anteil. Man sah allgemein täglich einer förmlichen Verlobung entgegen. Das Ende war aber ein ganz anderes. Plötzlich weigerten sich beide wieder aufzutreten und mieden sich auf das strengste. Er entsagte nach einigen Jahren dem Staatsdienste und wurde katholischer Geistlicher. Sie blieb ledig und führte bis zu ihrem Tode ein sehr zurückgezogenes Leben. Ich habe nie eine Erklärung des Rätsels gehört.

Meinen ersten Tanzunterricht erhielt ich in meinem elften Jahre. Der Lehrer war einer jener nomadischen Tänzer, die in früheren Jahren in Deutschland wie Schauspieler von Ort zu Ort ihren Broterwerb suchten. Er war Ballettänzer gewesen, und, wiewohl ein Sechziger, besaß er noch große körperliche Gewandtheit und gefiel sich darin, seinen Schülern seine Kunst zu zeigen. Unsere Tanzklasse bestand aus Jungen und Mädchen befreundeter Familien. Die Fama berichtet, daß ich ein ziemlich unbeholfener Tänzer war. Auch muß ich mit meiner Tänzerin unzufrieden gewesen sein. Wenigstens erzählte mir dieselbe, als ich sie nach zwanzig Jahren als Offiziersfrau in München wiedersah, daß ich ihr gegenüber öfters sehr ungalant gewesen sei und während des Unterrichtes kein Wort mit ihr gesprochen hätte.



Anna, Emma und Heinrich Hilgard.

Nach dem Ölgemälde von Hoffmann.



Kurz vor dem Einzuge in unser neuerbautes Haus wurden meine Schwestern und ich mit meinem Lieblingshunde von einem Lokalkünstler Namens Hoffmann in Öl gemalt. Das Bild, das in meinem Besitze ist, kann nicht als Kunstwerk bezeichnet werden, sondern ist, was Stellung der Figuren und Farbenverwendung betrifft, ein geradezu klägliches Machwerk. Aber nach dem allgemeinen Urteile derer, die die Schwestern und mich in unserer Jugend kannten, zeigen unsere Konterfeis doch viel Ähnlichkeit. Der Künstler erkannte im Laufe der Zeit, daß sein Talent in einer falschen Richtung tätig war, und heiratete die Witwe eines Dorfwirtes in der Nachbarschaft, deren Schenke er lange Jahre vorstand.

Unter den Offizieren des leichten Reiterregiments, das in Zweibrücken in Garnison lag, diente als ein sehr alter Lieutenant ein Universitätsfreund meines Vaters namens Albert Job. Er war ein flotter Bruder Studio gewesen, dem am Ende seiner akademischen Laufbahn die Gelegenheit sehr willkommen gewesen war, als Offizier unter die Truppen zu gehen, die in Baiern zum Dienste in Griechenland unter König Otto geworben wurden. Nach Entlassung derselben kam er glücklich in baierischen Diensten unter. Durch ihn wurde ich mit allen jungen Offizieren seines Regimentes bekannt. Darunter war sein besonderer Freund, ein Freiherr von Gumppenberg, der auch in unserem Hause verkehrte. Er besaß ein Paar englische Bulldoggen, die wegen ihrer Bissigkeit in der ganzen Stadt bekannt und gefürchtet waren. Sie durften nur in Begleitung des Reitknechtes aus dem Hause. Dieser war der Verehrer unserer Köchin, und die Tiere begleiteten ihn öfters bei seinen Besuchen, wodurch sie auch mich kennen lernten.

Eines Tages überließ der Reitknecht mir die Obhut der Hunde, um ungestörter mit seiner Schönen einer Tanzbelustigung beiwohnen zu können. Ich führte die Tiere in die Wiesengründe um die Stadt. Unglücklicherweise begegneten wir dort einer Ziegenherde. Die Ziegen scheuten vor den Hunden und fingen an, davon zu laufen. Dies war das Signal für einen wütenden Angriff auf dieselben. Binnen kurzem hatten die Doggen sieben der Ziegen getötet, ehe sie von dem Hirten und Vorübergehenden durch Knüppelschläge und Steinwürfe verscheucht werden konnten. Meinen Schrecken kann man sich denken. Der Besitzer der Bestien mußte natürlich für den Schaden aufkommen. Der Reitknecht kam mit einer Schelte davon. Er heiratete später unsere Köchin, und angesichts der langjährigen, treuen Dienste der letzteren wohnten wir Kinder der Hochzeit bei. Das Paar bewahrte der Familie die größte Anhänglichkeit. Der Mann ist schon seit Jahren tot. Die Frau, die ich in ihrem Alter zu unterstützen die Ehre habe, besucht mich jedesmal, wenn ich in Zweibrücken bin.

Fünftes Kapitel.

Die Revolutionszeit.

Im Herbste 1847 erfolgte mein Übergang von der Lateinschule, in der ich vier Jahre verbracht hatte, in die unterste der vier Klassen des Gymnasiums. Ich bestand knapp die dazu erforderliche Aufnahmeprüfung und entging dadurch der Erfüllung der Drohung meines Vaters, mich aus der Schule zu nehmen und Kaufmannslehrling werden zu lassen, was voraussichtlich meinem ganzen Leben eine andere Wendung gegeben haben würde. Der Hauptlehrer der ersten Gymnasialklasse, der noch als hochbejahrter Greis in Zweibrücken lebende Professor Butters,* war ein tüchtiger Pädagoge, dessen Einfluß mich sofort viel reger machte. Doch bereits nach einigen Monaten traten Einwirkungen an die Gymnasialjugend heran, die ernsten Studien durchaus nicht günstig waren.

Mein Vater hatte die Gewohnheit, unmittelbar nach dem Mittagsessen, das bei uns regelmäßig um halb ein Uhr eingenommen wurde, mit seinen Kollegen in einer prächtigen Kastanienallee mitten in der Stadt, die aus der herzoglichen Zeit herstammte, einen Spaziergang zu machen und darauf in dem sogenannten „Kasino", einem Klub für die Honoratioren, die Zeitungen zu lesen. Gegen Ende

* Im Jahre 1900 gestorben.

Februar 1848 kam er einige Tage mit sehr ernster Miene nach Hause. Die Berichte der im Klub gehaltenen Pariser Zeitungen über die politische Krisis vor der Februar-Revolution hatten ihn besorgt gemacht. Als dieselben Blätter dann mehrere Tage ganz ausblieben, entstand in ihm und in der ganzen Stadt die höchste Aufregung. Am letzten Februar trafen endlich mehrere Nummern gleichzeitig ein und bestätigten durch ihre Berichte über den Aufstand in Paris, die Flucht Louis Philipps und die Proklamation der Republik die gehegten, schlimmsten Befürchtungen.

Allgemeiner Schrecken ergriff alt und jung. Die kaum verschmerzten Folgen der ersten französischen Republik für ganz Deutschland und besonders für das linke Rheinufer und die Pfalz traten in frischer Erinnerung vor die Augen. Jedermann glaubte an eine sofortige Invasion seitens der Franzosen zur Wiederherstellung der Rheingrenze. Man war in peinlichster Unruhe und sprach von nichts als von der Wirkung des erwarteten Kriegssturmes auf lokale und persönliche Verhältnisse. In unserem Familienkreis drehten sich alle Gedanken um diese bedrohlichen Aussichten, und die mögliche Notwendigkeit einer Flucht wurde erörtert.

Natürlich wurde auch die ganze Gymnasialjugend von der Aufregung erfaßt. Wir konnten uns kaum genug für den Unterricht und die Fertigstellung unserer täglichen pensa fassen. Wir wurden alle plötzlich Tagespolitiker (ich blieb es auch von da ab) und warteten gespannt auf die Nachrichten, welche die täglichen Posten brachten. In den freien Tagesstunden blieben die Freunde immer in Gruppen beisammen, um Neuigkeiten und Meinungen auszutauschen. Wir machten lange Spaziergänge, um auf denselben unserer

jugendlichen Phantasie hinsichtlich der erwarteten Ereignisse freien Lauf zu lassen. Mit der Leichtlebigkeit unserer Jahre war uns die Aussicht auf Krieg gar nicht unerwünscht, und zwar erstens, weil sie uns Befreiung vom Schuljoche bringen würde, und zweitens, weil jeder von uns in sich und den Kameraden einen Napoleon und seine Marschälle fühlte. Selbstverständlich wuchs die Erregung, als nacheinander die Märzereignisse in München, Berlin und anderwärts in Deutschland eintraten. Die ganze Welt schien aus den Fugen gehen zu wollen.

Für meinen Vater war bei seinen konservativen Ansichten das rasche Vorschreiten der Revolution besonders niederdrückend. Der politische Wellenschlag wurde auch in eigener Weise ganz direkt in Zweibrücken verspürt. Rechtsanwalt Heintz, einer unserer nächsten Nachbarn, der sich als liberaler Abgeordneter einen Namen in der baierischen Kammer gemacht hatte, wurde plötzlich als Justizminister nach München berufen. Ein solcher Sprung zur höchsten Würde erregte das größte Erstaunen und bestärkte den Glauben an eine bevorstehende Umwälzung alles Bestehenden.

Dann kamen die sogenannten „Märzerrungenschaften", Freiheit der Presse, unbeschränktes Versammlungsrecht und Volksbewaffnung. Da die Lokalpresse nur aus einem erbärmlichen Wochenblättchen bestand, dessen Hauptinhalt sich aus Anzeigen zusammensetzte, so brachte das erstgenannte neuerworbene Volksrecht dem Zweibrücker Publikum keinen besonderen Nutzen. Das Versammlungsrecht wurde aber alsbald und lebhaft ausgeübt. Ein Volksverein wurde gegründet, und derselbe hielt allwöchentliche Sitzungen an Samstagsabenden, bei denen es von Woche zu Woche lebhafter herging. Einheimische wie auswärtige Redner ließen

sich hören, die alle Grade der Bildung und des Standes repräsentierten. Ich brannte vor Begierde, den Wochenversammlungen beizuwohnen, besonders seit ich wußte, daß der Schuhmachermeister, der unsere Familie seit Jahren mit Fußbekleidung versorgte, einer der Volksleiter geworden war und regelmäßig als Sprecher auftrat. Aber mein Vater verweigerte mir die Erlaubnis, und ohne solche wagte ich es doch nicht, meine Neugierde zu befriedigen.

Die „Volksbewaffnung" brachte uns Jungen die größte Befriedigung. Im Laufe des Frühjahres wurde ein Bürgerwehrbataillon, aus ungefähr 500 Mann bestehend, organisiert. Bei der freisinnigen Zeitströmung beeilte man sich in den Beamten- wie Bürgerkreisen demselben beizutreten. Mein Vater war einer der wenigen Staatsdiener, die sich nicht anschlossen. Er hielt auch nicht mit den Gründen seines Fernhaltens zurück. Er erklärte offen bei jeder Gelegenheit, daß er es für ein verächtliches Haschen nach öffentlicher Beliebtheit und eine Selbstherabwürdigung für königliche Beamten hielt, sich neben Krämern und Handwerkern einreihen zu lassen. Daß er mit dem ersteren Tadel teilweise recht hatte, mußte zugestanden werden, aber natürlich wurde ihm seine herbe Kritik nicht wenig übelgenommen, und er kam nach und nach in den Ruf eines Reaktionärs.

Die „Bürgerwehr" wurde auf dem großen Übungsplatze vor dem herzoglichen Schlosse dreimal wöchentlich in den Nachmittagsstunden einexerziert. Das Schauspiel hatte natürlich für die städtische Jugend eine besondere Anziehung, und dieselbe war immer zahlreich unter den Zuschauern vertreten. Die einzelnen Szenen gewährten mir und meinen Kameraden ein ganz besonderes Gaudium. Unsere natürliche

Neigung zum Hohn und Spott wurde nicht wenig durch die wirklich lächerliche Unbehülflichkeit genährt, welche die Oberlandesgerichtsräte, Professoren und ehrbaren Spießbürger, meistens schon über die mittleren Lebensjahre hinaus, bei der Bemeisterung der militärischen Anfangsgrade zeigten. Es war auch in der Tat unwiderstehlich, wenn beim Kommando „rechtsum“ die Hälfte der wohlbeleibten Rekruten „linksum“ machte, und auf „Kehrt euch“ durch Wendungen in falscher Richtung Zusammenstöße von Köpfen und Bäuchen erfolgten.

Man war in einigen Monaten mit den Übungen ohne Waffen fertig. Aber die versprochene Ausrüstung mit Gewehren ließ in loco wie anderswo lange auf sich warten. Die Regierung versuchte augenscheinlich die Ablieferung so lange wie möglich hinauszuschieben, und es bedurfte energischer Vorstellungen in der baierischen Kammer, ehe sie sich dazu verstand. Groß war aber die Enttäuschung, als es sich herausstellte, daß man sich statt der Perkussionsgewehre mit Feuerschloßmusketen, die seit einer Generation im Arsenale gelagert hatten, begnügen mußte. Aber man ergab sich in sein Schicksal und übte sich so gut wie möglich auf die Hantierung der Musketen ein. Bei den Schießübungen machten sich die Mängel derselben freilich sehr geltend. Mitte des Sommers war die Einübung des Bataillons soweit vorangeschritten, daß Paraden und Umzüge durch die Stadt abgehalten werden konnten. Natürlich fanden dieselben immer in Gegenwart und unter voller Begleitung der gesamten Jugend statt. Aber ich muß gestehen, daß mir das „Bürgermilitär“ doch nie recht imponierte. Besonders die in Offiziere verwandelten Handwerksmeister und kleinen Kaufleute konnten

meine Bewunderung nicht erregen. Aber das Volk war sehr stolz auf diese Entfaltung seiner Macht.

Unvergeßlich ist mir die Fahnenweihe, welche von dem Bataillon auf „Tschifflik", einem Jagdschlosse mit ansehnlichem Park, in dem der polnische Ex-König Stanislaus Leszinski einige Jahre hauste, ganz in der Nähe der Stadt abgehalten wurde. Es erschienen dabei Deputationen der Bürgerwehren der meisten pfälzischen Städte. Infolge der Gegenwart einer starken Vertretung der französischen Nationalgarde aus mehreren Grenzstädten wie Saargemünd und Bitsch gestaltete sich die Feier zu einem förmlichen Verbrüderungsfeste zwischen den durch das Band der Freiheit neugeeinten gallischen und germanischen Brüdern. Die überschwenglichsten Reden wurden in beiden Sprachen gehalten. Wein und Bier floß in Strömen, und man sprach, sang und trank sich in eine grenzenlose Begeisterung. Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit sehr deutlich die Sympathie für Frankreich, die als Tradition aus der Zeit der französischen Herrschaft über die Rheinlande immer noch unter der pfälzischen Bevölkerung herrschte und die erst mit der Einigung Deutschlands durch die Kriege von 1866 und 1870 ganz verschwand.

Am Osterfeste 1848 fand meine Konfirmation oder Einsegnung als Glied der protestantischen Kirche statt. Ich wurde für den feierlichen Akt in der gewöhnlichen Weise durch besonderen religiösen Unterricht vorbereitet. Ich erzählte in einem früheren Kapitel von dem tiefen Eindrucke, den eine Feierlichkeit in dem alten Kaiserdom zu Speyer auf mein kindliches Gemüt machte. Ich kann mich nicht entsinnen, daß ich seitdem irgend eine religiöse Anwandlung im kirchlichen Sinne gehabt hätte. Dies war leicht

zu erklären. Mein Vater zeigte nicht nur vollständige Gleichgültigkeit den kirchlichen Gepflogenheiten gegenüber, sondern zog sehr oft in Gegenwart von uns Kindern gegen das „Pfaffentum“ los. Sein Kirchenbesuch beschränkte sich auf den alljährigen Gottesdienst zu Ehren des Geburtstages des Königs, wobei das ganze Beamtentum vorschriftsmäßig in Uniform zu erscheinen hatte.

Meine Mutter war zwar regelmäßig im Kirchenbesuche und hielt auch meine Schwestern dazu an, aber sonst war sie auch gleichgültig. Dazu kam noch, daß auf dem Gymnasium der rein formelle religiöse Unterricht und der Zwang, der hinsichtlich religiöser Observanzen ausgeübt wurde, in mir wie in allen meinen Kameraden geradezu eine Abneigung gegen alles Kirchliche hervorrief. Die Morgenandacht und der vorgeschriebene sonntägliche Kirchenbesuch — im Winter machte die in den ungeheizten großen Kirchen herrschende Kälte den letzteren zu einer förmlichen Plage, der wir durch Schliche jeder Art zu entgehen suchten — waren uns verhaßt. Trotzdem muß ich gestehen, daß die Einsegnung und der erste Genuß des Sakramentes und Abendmahles mich innerlich sehr ergriffen und in eine ernste Glaubensstimmung versetzten, unter deren Wirkung ich einige Wochen jeden Sonntag die Kirche besuchte. Doch der Eifer ließ bald nach, und ich verfiel wieder in die unkirchliche Verfassung, die mir das ganze Leben hindurch eigen geblieben ist.

Wie bereits an anderer Stelle erwähnt, war ich ein eifriger Politiker und Zeitungsleser geworden. Vor allem zog mich das in Frankfurt tagende deutsche Parlament an, und ich las regelmäßig die Verhandlungen desselben in den Tagesblättern. Die Namen und die persönliche Geschichte

der leitenden Mitglieder waren mir bekannt. Es entstand in mir der lebhafte Wunsch, die Versammlung in der Paulskirche sehen und hören zu können. Den ganzen Sommer durch machte ich darauf abzielende Pläne. Nun traf es sich glücklicherweise, daß ich zu Anfang der Herbstferien von meinem jungen Stiefonkel Robert, der, wie früher erwähnt, in Frankfurt seine kaufmännische Lehrzeit bestand, eine Einladung nach dort erhielt, und zwar im Namen von Fräulein Körner, der Schwester des mit seiner Tante verheirateten Gustav Körner, bei der er wohnte. Mein Vater lachte mich zuerst aus, als ich um seine Zustimmung bat. Er hielt es nicht für angezeigt, daß ein dreizehnjähriger Junge allein „in die Welt hinein fahre", wie er sich ausdrückte. Dann machte ihn auch die äußerst kritische Lage der Dinge im Parlamente und in Deutschland überhaupt mit Recht bedenklich. Der Ausbruch des bekannten Septemberaufstandes in Frankfurt zeigte, daß seine Bedenken in dieser Hinsicht wohlbegründet waren, und schien meine Hoffnungen vereiteln zu wollen. Aber vierzehn Tage nachdem die Ruhe wieder hergestellt war, überredete ihn die Mutter, mich ziehen zu lassen.

So trat ich stolz und glücklich die Reise über Mannheim und Darmstadt nach der alten Mainstadt an. Abgesehen von dem erwähnten Ausfluge nach Heidelberg kam ich zum ersten Male über die Grenzen meiner heimatlichen Provinz hinaus. Schon deshalb dünkte mir die Fahrt, wiewol sie nur sieben Stunden mit der Bahn dauerte (jetzt wird sie in drei Stunden mit dem Schnellzug zurückgelegt), ein außerordentliches Unternehmen. Ich war sehr zuversichtlich, bis ich den Bahnhof von Mannheim erreichte, wo ich ein so großes Menschengewühl vorfand, daß ich mich

als Fremder unter Fremden verwirrt und unbehaglich fühlte. Es war mir daher eine Erleichterung, als ich unter den Mitreisenden einen Zweibrücker Nachbar, das Parlamentsmitglied Gulden, erblickte. Derselbe nahm mich sofort in seine Obhut und gab mir das Geleite bis ans Reiseziel. Unterwegs machte er mich auf die hervorragendsten Punkte an der Bergstraße aufmerksam. Am Frankfurter Bahnhofe erwartete mich Robert und brachte mich nach seinem Heim. Ich fand in Fräulein Pauline Körner eine sehr feine, liebenswürdige, sehr wohlunterrichtete Dame. Nach ihrem freundlichen Willkommen fühlte ich mich sofort ganz zu Hause.

Ich blieb acht Tage und sah mir unter Führung Roberts alle Sehenswürdigkeiten, wie den Römer, den Dom, das Goethehaus, das Städel'sche Institut, die Judengasse und die Ariadne mit der größten Gewissenhaftigkeit an. Den größten Teil meiner Zeit widmete ich jedoch den Parlamentssitzungen in der Paulskirche. Vier der fünf Sitzungen, die im Laufe der Woche stattfanden, verliefen sehr stille. In der fünften ging es infolge einer Interpellation von der Linken über reaktionäre Vorgänge in Preußen und Österreich recht lebhaft her. Die Namen der Redner sind mir leider nicht im Gedächtnisse geblieben. Doch erinnere ich mich genau, den Reichsminister von Gagern, den Präsidenten Simson und andere berühmte Mitglieder gesehen zu haben.

Meine politischen Sympathien (wenn ich von solchen in meinem damaligen Alter sprechen darf) waren im Gegensatz zu denen meines Vaters durchaus demokratisch. Ich war zu denselben teils durch die vorherrschende Strömung in Zweibrücken in derselben Richtung, teils durch die sehr

radikalen Ansichten aller väterlichen Verwandten, die uns besuchten, gebracht worden. In Betätigung meines Radikalismus vollbrachte ich vor meiner Abreise von Frankfurt noch eine kühne Tat. Ich war mit meinem Reisegelde so sparsam umgegangen, daß mir voraussichtlich ein ansehnlicher Überschuß bleiben würde. Ich beschloß, mit demselben einen Herzenswunsch zu befriedigen, der in nichts weniger bestand, als einen sogenannten „Heckerhut“ mit roter Feder zu besitzen. Damit geschmückt, gelangte ich wohlbehalten wieder nach Hause. Es hatte mir unterwegs nicht wenig vor der Stimmung gebangt, in welche der Anblick meiner neuen Kopfbedeckung den Vater versetzen würde. Zu meiner freudigen Überraschung bemerkte er nur, er hätte nichts dagegen, wenn ich ein Narr wie so viele andere sein wollte.

So hatte ich denn die Genugtuung, unbehindert mit dem demokratischen Emblem durch die Straßen der Stadt wandeln und den nicht geringen Neid meiner Kameraden erregen zu können. Aber doch sollte mein Vergnügen nur ein kurzes sein. Am Tage nach dem Wiederbeginn des Gymnasialunterrichtes wurde ich vor den Rektor citiert, der mir eröffnete, daß ich bei Strafe sofortiger Entlassung, im Falle der Nichtbefolgung, das Tragen des Heckerhutes zu unterlassen hätte. Die Demütigung war bitter und trug mir auch Hohn und Spott genug ein. Aber ich mußte einfach gehorchen und mich fortan wieder mit meiner Mütze mit schwarzrotgoldener Einfassung zufrieden geben.

Wie ich schon andeutete, hatte die herrschende politische Erregung keinen günstigen Einfluß auf die Schuljugend. Entsprechend der stetigen Lockerung aller bestehenden staatlichen und bürgerlichen Bande, die schließlich in der republikanischen Erhebung von 1849 gipfelte, machte die

Zuchtlosigkeit unter derselben und besonders unter uns Gymnasiasten immer größere Fortschritte. Die Schüler der höheren Klassen gingen denen der anderen mit ansteckendem Beispiele voran. Mich reizte das Treiben der ausgelassensten unter jenen, und ich strebte es als eine Art Vergünstigung an, in engen Verkehr mit ihnen zu kommen. Den ganzen Winter von 1848–49 verkehrte ich mehr mit Primanern und Sekundanern als mit den Kameraden meiner eigenen Klasse. Natürlich verlegte man sich auf Großtuerei aller Art. Dazu gehörte auch der Wirtshausbesuch trotz der bestehenden strengen Verbote. Ich hatte das Glück oder Unglück, beim ersten Vergehen dieser Art mit einigen Sekundanern von dem Pedelle abgefaßt zu werden. Das Resultat war für mich eine schwere Bußpredigt vor der ganzen Klasse und eine mehrstündige Karzerstrafe. Die Kur war in meinem Falle eine vollkommene, wenigstens was ähnliche Vergehen betraf.

Mit dem Frühjahre 1849 begann der historische letzte Entscheidungskampf in Deutschland zwischen der freiheitlichen Partei und der Reaktion. Entsprechend dem Rufe des noch tagenden Restes des Reichsparlamentes zum Aufstande gegen die Regierungen, welche die Reichsautorität nicht länger anerkennen wollten, bildete sich im Mai als Ergebnis einer Massenversammlung eine provisorische Regierung für die Pfalz mit dem Sitze in Kaiserslautern. Ihre ersten Akte waren die Aufforderung aller Behörden zu ihrer sofortigen Anerkennung und ein Aufruf zur Bildung eines Volksheeres aus allen waffenfähigen Männern. Die Masse des Volkes war in der Pfalz wie in ganz Süddeutschland unstreitig für die revolutionäre Bewegung. Aber die monarchische Gewalt hatte sich doch von ihrer Erschütterung

seit März 1848 soweit erholt, daß sie zum Kampfe gegen die Demokratie gerüstet war.

In Beamtenkreisen wußte man dies, und wo man in denselben den Sieg der monarchischen Regierung auch nicht hoffte und wünschte, war man doch nicht genügend von der Kraft der Erhebung überzeugt, um an ihren Erfolg zu glauben. Die Aufforderung an die Behörden hatte daher nur die Wirkung, eine mehr oder weniger vollständige Auflösung der bestehenden Ordnung herbeizuführen, indem die Gerichts- wie alle anderen Verwaltungsbeamten mit wenigen Ausnahmen derselben nicht entsprachen und sich entweder gewaltsam ihres Amtes entsetzen ließen oder sich einfach weigerten, weiter zu funktionieren, oder mit ihren Archiven und Kassen flüchteten. Binnen kurzem bestand kein Gericht und keine höhere Verwaltungsbehörde mehr in der ganzen Provinz.

Auch die höheren Schulen machten dieselbe Erfahrung durch. Der Rektor unseres Gymnasiums, ein schwacher, unbedeutender Mensch, ohne jeden selbständigen Willen, war anfänglich geneigt, angesichts der unmittelbaren Gefahr einer Amtsentsetzung sich der provisorischen Regierung zu unterwerfen. Aber der energische Widerstand im Lehrerkollegium ließ ihn davon absehen, und so zog er es vor, eines Tages einfach zu verschwinden. Schon vorher hatten sich die Reihen der Schüler sehr gelichtet, indem zufolge der drohenden politischen Vorgänge die meisten der außerhalb Zweibrücken wohnenden Eltern ihre Söhne nach Hause gerufen hatten. Auch die einheimischen Schüler machten sich die Erschlaffung der Schuldisciplin zu nutze und waren nach Belieben abwesend und anwesend. Wir Tertianer waren auch dadurch gleichgültig geworden, daß wir unseren

beliebten und in jeder Beziehung tüchtigen Klassenlehrer Dr. Vogel im Frühjahre durch den Tod verloren hatten und darauf einen unregelmäßigen und zersplitterten Unterricht durch die anderen Professoren empfingen. Dem Beispiele von stillem Verschwinden seitens des Rektors folgten bald einige der Lehrer. Infolge aller dieser Umstände kam im Juni die Anstalt überhaupt zum Stillstand. Der Unterricht hörte einfach wegen Mangels an Lehrern und Schülern auf.

Kurz vor diesem Zeitpunkt spielte ich die Hauptrolle in einer eigenartigen Klassenepisode, die ich erzählen muß, da sie einen bedeutenden Einfluß auf meine Zukunft auszuüben bestimmt war. Meine Sympathien waren, wie bereits erwähnt, durchaus demokratisch, und meine Mitschüler teilten sie ohne Ausnahme. Nun war es Vorschrift, den einstündigen, protestantischen Religionsunterricht, den der Stadtpfarrer Dr. Krieger zweimal wöchentlich der Tertia gab, mit einem von den Schülern rezitierten Gebete zu eröffnen, in dem auch eine besondere Fürbitte für das Wohl des „in Christo Gesalbten, Sr. Majestät, unseres allergnädigsten Königs und Herrn", wie auch für die gesamte königliche Familie vorkam. Nach der Errichtung der provisorischen Regierung dünkte es uns, daß diese Fürbitte nicht nur nicht mehr am Platze, sondern eine förmliche Auflehnung gegen die bestehende Gewalt sei. Wir beschlossen daher, daß die betreffende Stelle fortan aus dem Gebete auszulassen sei.

Es traf sich zufällig, daß in der nächsten Religionsstunde ich an die Reihe kam, das Gebet herzusagen. Der Absprache gemäß übersprang ich ruhig den reaktionären Satz. Dr. Krieger bemerkte die Auslassung sofort und

fuhr mich an: „Was soll dies bedeuten?“, worauf ich gelassen antwortete: „Das Königtum ist ja abgeschafft, wie können wir da für den König beten?“ Er forderte mich auf, den Satz einzuschalten, und, da ich mich dessen weigerte, rief er nach einander ein halbes Dutzend andere Schüler auf, die aber einfach meinem Beispiele folgten. Endlich rief er in höchster Aufregung: „Dies ist ja offene Rebellion und Verhöhnung der Religion, des Königs Majestät und meiner selbst. Euch erteile ich keinen Unterricht mehr.“ Sprach's, ergriff seinen Hut, verließ das Zimmer und erschien auch nicht wieder. Die schließliche Frucht dieses Zwischenfalles für mich werde ich im Nachstehenden berichten.

Diese herausfordernde Offenbarung meines Radikalismus hätte sich wohl nicht ereignet, wenn ich zur Zeit die väterliche Autorität zu fürchten gehabt hätte. Aber mein Vater hatte, wie so viele seiner Kollegen, es für ratsam gehalten, mit Rücksicht auf den vor sich gehenden politischen Umsturz seine Badereise, die er sonst gewöhnlich erst während der Gerichtsferien im Spätsommer machte, bereits Ende Mai anzutreten. Er hatte immer schroffe Stellung gegenüber der fortschreitenden freiheitlichen Bewegung genommen und war allgemein als Reaktionär bekannt. In seiner Stellung als Staatsanwalt hatte er mehrfach Gelegenheit gehabt, bei politischen Prozessen in scharfen Reden die herrschende Strömung anzugreifen und sich hierdurch nicht nur unbeliebt, sondern gewissermaßen verhaßt zu machen. Es stand nicht zu bezweifeln, daß die provisorische Regierung ihn gemaßregelt haben würde, wenn er sich nicht außer Landes begeben hätte, und zwar trotz des Umstandes, daß sein Bruder Friedrich einer der tätigsten Organe der Re-

volution als Civilkommissär in Speyer geworden war, in welcher Eigenschaft er die ganze eigentliche Verwaltung der Provinz, wie sie durch die Regierung gehandhabt wurde, zu leiten suchte.

In der Abwesenheit des Vaters und der Schulfesseln ledig, führte ich in der Tat ein herrliches Bummelleben. Jeder Tag brachte frische Anregungen. Die von der provisorischen Regierung angeordnete Bildung eines Volksheeres führte zu fortwährenden militärischen Schaustellungen. Auf dem Exerzierplatze wurde täglich von morgens bis abends von der Bürgerwehr, dem Gymnasialkorps und der zugezogenen Volkswehr geübt. Dann fanden viele Durchzüge der Volkstruppen statt. Dabei erregten die Sensenmänner, von denen man eine große Zahl zufolge des Mangels an Schießgewehren zu organisieren suchte, besonderes Interesse. Militärische Inspektionen und Paraden durch bekannte Führer des Aufstandes, wie Mieroslawski, Sznaide und andere, trugen zur Abwechslung bei. Dazu kamen noch häufige Volksversammlungen, bei denen Wanderredner von mehr oder weniger Ruf auftraten.

Den größten Eindruck von allen diesen Rednern, der mir bis zu dieser Stunde geblieben ist, machte auf mich der Dichter Gottfried Kinkel. Wie er erschien, eine hohe, kräftige Gestalt, mit schwarzem, langem Haupthaar und Vollbart, feinen Zügen, einer mächtigen, wohllautenden Stimme und außerordentlichen Redegewandtheit, mit schwarzem, breitkrämpigem Filzhut mit wallenden Federn, blauer Bluse, roter Halsbinde und Schleppsäbel, war er das vollendete Bild eines Mannes der Revolution und Volksführers. Wie ein Prophet riß er alles durch seine Beredsamkeit hin. Ich selbst war von ihm wie bezaubert

und widerstand kaum der Versuchung, alles im Stiche zu lassen und ihm als gläubiger Jünger zu folgen.

Kurz war der demokratische Traum in Deutschland. Im Lichte der Geschichte jener Zeit wird wohl niemand behaupten wollen, daß das deutsche Volk als Ganzes reif für republikanische Staatsformen war. Aber doch hätte der Gang der Ereignisse ein anderer werden können. Fast alle großen Städte waren demokratisch gesinnt. In ganz Süddeutschland wie in Hessen, Thüringen, den preußischen Rheinprovinzen wie auch im Königreich Sachsen hatte man die Volksaufstände mit entschiedenster Sympathie begrüßt. Es standen zuerst auch die Mittel zum kräftigen Widerstande gegen die Macht von oben zu Gebote. Abgesehen von der sympathisierenden Bevölkerung, war ein großer Teil der fürstlichen Heere willens, sich der Volkssache anzuschließen, wie dies in der Pfalz und Baden auch wirklich geschah. Wäre die Erhebung von Männern von wirklicher organisatorischer Begabung und Umsicht und wahrer revolutionärer Raschheit im Handeln, Entschlossenheit und Tatkraft geleitet worden, so hätte sie sich gewiß über ganz Mittel- und Süddeutschland ausgebreitet. Alle großen Festungen wären in Volkshände gefallen, und hätte dann die Reaktion überhaupt die Niederwerfung des Aufstandes vermocht, so wären doch ganz andere Anstrengungen als die wirklich gemachten dazu notwendig geworden.

Aber wie es kam, brannten die Feuer der Revolution an vereinzelten Herden ohne Zusammenhang miteinander aus. An der westlichen Grenze der Pfalz sammelte sich ein preußisches Heer unter dem Kommando eines königlichen Prinzen, der seitdem als Kaiser Wilhelm zur höchsten weltgeschichtlichen Bedeutung gelangt ist. Auch im rechts-

rheinischen Baiern wurde ein Armeekorps zur Invasion der Pfalz unter dem Kommando des Generals der Kavallerie, Fürsten von Thurn und Taxis, zusammengezogen. Der provisorischen Regierung waren natürlich diese feindlichen Vorbereitungen bekannt. Sie gab auch in sehr selbstvertrauensvoller und prahlerischer Weise kund, daß sie gerüstet sei, den „Tyrannenknechten" die Stirne zu bieten. Aber als es zum wirklichen Losschlagen kam, wurde sie mit dem Volksheere und all ihrem sonstigen Gefolge wie Spreu vor dem Winde aus der Provinz gefegt.

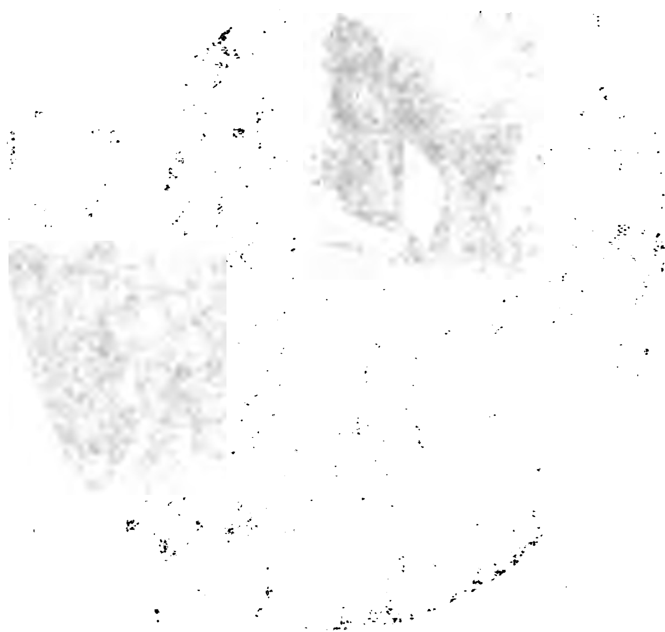
Es war gegen Mittag eines Junitages, als ein staubbedeckter Reiter, im vollen Laufe vom Westen kommend, an unserem Hause vorbeisprengte. In kurzer Zeit flog die von ihm überbrachte hochwichtige Nachricht: „Die Preußen kommen" von Mund zu Mund. Die ganze Bevölkerung der Stadt war bald auf den Straßen, um Einzelheiten zu hören und Meinungen über das Kommende auszutauschen. Man wußte nur, daß eine preußische Division, von Saarbrücken aus kommend, bei Neunkirchen die baierische Grenze überschritten hatte und in vollem Anmarsche auf das nur zwei Stunden von Zweibrücken liegende Städtchen Homburg war. Das Ertönen des Generalmarsches erhöhte natürlich die Aufregung der Bevölkerung. Die Bürgerwehr, das Gymnasialkorps von circa sechzig Mann, eine Schwadron Kavallerie und eine Sektion Artillerie — beide letztere aus Überläufern von der baierischen Armee bestehend — rückten auf den Exerzierplatz aus.

Der Stadtkommandant war ohne jede Weisung von der provisorischen Regierung, beschloß aber auf eigene Faust eine Rekognoszierung in der Richtung nach Homburg und befahl dazu die Gymnasiasten mit der Kavallerie und Ar-

tillerie, während die Bürgerwehr unter Waffen blieb. Die ganze männliche Jugend war bereit, sich bei dem Ausmarsch als Zuschauer anzuschließen, wurde aber natürlich zurückgewiesen. Einige Kameraden und ich brannten aber so von Begierde, etwas von wirklichem Kriege zu sehen daß wir der Kolonne auf Fußwegen voraneilten, um sie ungefähr eine Stunde Wegs von der Stadt zu erwarten und derselben in sicherer Entfernung zu folgen. Wir taten dies bis zu einer Anhöhe, von welcher man von der Straße Homburg übersehen konnte.

Dort nahm die Kolonne auf der Fahrstraße feste Stellung mit abgeprotzten Geschützen hinter einer Barrikade von gefällten Bäumen. Nachdem man stundenlang auf das Nahen des Feindes vergeblich gewartet hatte, wurde die Kavallerie in der Richtung des Städtchens vorgeschoben. Sie kehrte nach einer Stunde mit der überraschenden Nachricht zurück, daß sie keine Spur des Feindes vor Homburg gefunden und darauf dort eingeritten sei, nur um auszufinden, daß die ganze preußische Macht einfach durchmarschiert war und die Richtung nach Kaiserslautern eingeschlagen hatte. Darauf wurde der Rückmarsch nach Zweibrücken angetreten, wo wir gegen Dunkel todmüde und sehr hungrig eintrafen.

Mein Erscheinen befreite meine Mutter und Schwester von der großen Angst, die sie meinetwegen gehabt hatten. Im Laufe des Nachmittags war Befehl von der provisorischen Regierung eingetroffen, einen Massenaufstand der ganzen waffenfähigen Bevölkerung zu veranlassen und die organisierte bewaffnete Macht nach der Vorderpfalz abrücken zu lassen, wo die ganze Volksstreitkraft konzentriert und eine Schlacht angenommen werden sollte. Infolge der



Frau Gustav Hilgard mit ihren Kindern Heinrich
und Emma und mit Robert Hilgard.

gegen Dunkel

war ... provisorisch

... ein ... der

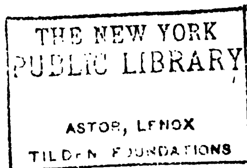
... zu veranlassen ... die

... konzentriert und

... worden hatte. Zufolge der



Frau Gustav Hilgard mit ihren Kindern Heinrich
und Emma und mit Robert Hilgard.



Rekognoszierung konnte der Abmarsch erst in der Nacht erfolgen. Die Dunkelheit brachte dem Teile der örtlichen Volkswehr, die zwar zum Kriegsspiel auf dem Übungsplatz, aber nicht bis zur Aufopferung von „Gut und Blut“ bereit war, die willkommene Gelegenheit, zu Hause zu bleiben. Von den sechzig Gymnasiasten zogen nur vierzig mit, und von dem Bataillon Bürgerwehr fehlten viele. Auch von diesen kehrten die meisten in einigen Tagen zurück. Sie waren mit anderen Volkstruppen von der Vorhut der Preußen, die von Kaiserslautern endlich über die Vogesen vorgedrungen waren, mit Zündnadelfeuer angegriffen worden und hatten sich nach allen Richtungen zerstreut. Einer der Gymnasiasten fand dabei seinen Tod.

So kam die schöne, aber kurze Zeit der republikanischen Herrschaft zu Ende. In weniger als einer Woche war die letzte Spur derselben aus der Pfalz durch die preußische Armee weggefegt. Erst nachdem dieselbe den Rhein überschritten hatte, um in Baden ebenso rasch die Erhebung niederzuwerfen, erschienen die baierischen Truppen. Ihre Arbeit bestand einfach in der starken militärischen Besetzung aller Städte und der Einführung des Belagerungszustandes. Für ihr verspätetes Auftreten mußten die „Strafbaiern“, wie sie der Volkswitz nannte, viel Spott erleiden. Mit ihnen kehrten alle geflüchteten Beamten, einschließlich meines Vaters und der Gymnasiallehrer, nach Zweibrücken zurück.

Es wurde sogar ein Versuch gemacht, den Unterricht im Gymnasium wieder zu eröffnen, aber derselbe mißlang, da die Mehrzahl der Schüler wegblieb, indem die Zeit der gewöhnlichen Herbstferien schon zu nahegerückt war. Immerhin mußten wir ansässigen Schüler eine Reihe von Tagen in den Klassen erscheinen. Auch der Religionsunterricht

fing vorübergehend wieder an. Fast das erste Wort, das der Stadtpfarrer bei der Wiedereröffnung sprach, war an mich gerichtet. Er erklärte, daß er die freche Verhöhnung der königlichen Majestät, der sich die Klasse durch Auslassung der Fürbitte für sie in dem vorgeschriebenen Gebete schuldig gemacht hätte, nicht vergessen und vergeben könne, und daß er mich, als Rädelsführer, durch die Ausübung des ihm zustehenden Veto bezüglich meiner Beförderung in die nächst höhere Klasse zur Strafe ziehen werde. Diese Verkündigung war geradezu niederschmetternd für mich. Denn erstens bedeutete sie entweder volle Demission aus der Anstalt oder zum wenigsten den Verlust eines ganzen Jahres, und zweitens brachte sie die bittere Notwendigkeit mit sich, meinem Vater das Geschehene mitzuteilen.

Als ich dies tat, entstand eine Szene. In seiner ersten Erregung erklärte mir der Vater, daß ich auf weiteres Studieren zu verzichten und entweder bei einem Handwerker oder bei einem Kaufmanne als Lehrling einzutreten haben würde. Wie leicht ich es auch bisher mit dem Erlernen genommen hatte, so war ich mir doch über die inneren und äußeren Vorteile einer höheren Erziehung ganz klar. Auch besaß ich kein geringes Maß von Ehrgeiz und war mir wohl bewußt, daß hohe Erfolge im Leben in Deutschland nur auf dem gewöhnlichen Wege der Gymnasial- und Universitätsbildung zu erreichen waren.

Die väterliche Drohung drückte daher schwer auf mich. Wochenlang schlich ich unter dem Drucke des Gedankens an eine verfehlte Laufbahn und freudenlose Zukunft umher. Ich fühlte mich wie ein Geächteter meinen Kameraden gegenüber und scheute ihre Gesellschaft in meiner großen Demütigung. Endlich erheiterte sich aber der Horizont

wieder etwas für mich. Es waren in den letzten Jahren mehrere Söhne angesehener Zweibrücker Familien, die wegen Faulheit und sonstiger schlechter Aufführung vom Gymnasium entlassen worden waren, zur Besserung in das französische Collegium von Pfalzburg in Lothringen geschickt worden. Eine zeitweilige Verbannung dorthin schien mir jedenfalls einer lebenslangen Degradation vorzuziehen, wie es der Übergang vom gelehrten Berufe zum Kaufmanns- oder Handwerkerstande nach den herrschenden Standesvorurteilen gewesen wäre.

Ich steckte mich daher wieder hinter die gute Mutter und ließ ihr keine Ruhe, bis sie mir versprach, ihr möglichstes zu tun, um den Vater zur Milderung meiner Strafe durch Exil nach Frankreich zu bestimmen. Ich glaube, der Vater selbst hatte bereits Zweifel über die Richtigkeit seines ersten Urteiles gefühlt und ließ sich bald herbei, dem neuen Vorschlage insoweit zuzustimmen, als er sich willens erklärte, es mit einer einjährigen Probe in Pfalzburg zu versuchen, von deren Verlauf es abhängen sollte, ob der gedrohte Berufswechsel bei mir einzutreten habe oder nicht. Ich war glücklich über diese Wendung meines Schicksales und gewann sofort die verlorene Spannkraft wieder.

Da meine Kenntnis des Französischen nicht hinreichend war, um dem allgemeinen Unterricht vermittelst dieser Sprache folgen zu können, so wurde beschlossen, daß ich mich schon sobald wie möglich nach Pfalzburg begeben sollte, um noch einen Monat vor dem Beginn des dortigen Schuljahres ausschließlich der Erwerbung der Landessprache widmen zu können. Ich trat daher schon nach einigen Tagen eine Rundreise durch die Pfalz an, um mich von

den verschiedenen Verwandten zu verabschieden. Da die Ursache meiner bevorstehenden Verbannung bekannt war und die Verwandten meistens auf seiten der Volkssache standen, so wurde ich von ihnen als eine Art Märtyrer noch einmal so gut aufgenommen. Dieser Gedanke als Märtyrer zu gelten, war mir ganz und gar neu, aber sehr willkommen; er versöhnte mich mit meinem Geschicke und machte mich geradezu stolz auf dasselbe. Als logische Folge desselben ergab sich auch der weitere Trost für mich, daß in Frankreich ja noch die Republik herrschte und ich somit gegen den wiedergekehrten Despotismus des Vaterlandes die Freiheit eintauschen würde. Ich wunderte mich, daß dem Vater keine aus diesem Umstande erwachsenden Bedenken gegen das Pfalzburger Projekt gekommen waren.

Mein wiedererweckter Republikanismus verführte mich zu einem kühnen Unternehmen während meines Aufenthaltes zur Verabschiedung bei meinem Onkel Otto auf Schloß St. Johann. Mein Onkel Friedrich, den ich als großen Kinderfreund während meiner periodischen Besuche in Speyer besonders lieb gewonnen, hatte sich überreden lassen, als Bevollmächtigter der provisorischen Regierung dort zu fungieren, und war natürlich beim Zusammensturze der Erhebung auch flüchtig geworden. Ich wußte, daß er in Weißenburg im Elsaß, hart an der pfälzischen Grenze, Aufenthalt genommen hatte, und mit Zustimmung des Onkels Otto machte ich mich eines Tages von St. Johann zu Fuß auf den dreistündigen Weg dorthin. Onkel Fritz wohnte in dem einzigen besseren Gasthofe, der von hervorragenden pfälzischen Flüchtlingen und sie besuchenden Bekannten und Verwandten überfüllt war. An der table d'hôte wurde viel gegessen und noch mehr getrunken und auf das

eifrigste politisiert. Der echte Pfälzer führt immer eine lebhafte Zunge, und der betäubende Wortschwall bei dieser Gelegenheit ist mir noch deutlich in der Erinnerung. Mein Onkel gab die Geschichte meines Märtyrertums bei Tische zum besten, was mir viele schmeichelhafte Bemerkungen eintrug. Es hob mein Selbstgefühl nicht wenig, dermaßen von politischen Koryphäen ausgezeichnet zu werden. Ich wagte es aber nicht, länger als einen Tag in Weißenburg zu verweilen.

Sechstes Kapitel.

Auf dem Collège in Pfalzburg.

Ende September fand meine Abreise von Zweibrücken statt. Mein Vater wollte mich zuerst begleiten, seine Amtsgeschäfte verhinderten ihn aber, und so zog ich vierzehnjähriger Junge ganz allein in das fremde Land. Ich fühlte mich durch die meine Trennung von der Heimat veranlassenden politischen Umstände so gehoben, daß mir der Abschied gar nicht schwer wurde. Ganz gefaßt setzte ich mich trotz der Thränen der Mutter und Schwestern in den Omnibus, der täglich von Zweibrücken nach Saargemünd fuhr, von wo aus ich die Postkutsche nach meinem Bestimmungsorte nahm, der im Département de la Meurthe etwa vierundzwanzig Stunden Wegs von Zweibrücken lag. Wir kamen durch Saar-Union, den Geburtsort meiner Mutter, das sich als ein totes, dorfartiges Nest erwies. Ohne besondere Erlebnisse erreichte ich gegen Mittag des folgenden Tages mein Reiseziel.

Die Diligence setzte mich und mein Gepäck vor einem der Gasthöfe ab, worauf ich mich sofort nach dem Collège begab und mich in wenigen Minuten vor einem großen, vierstöckigen Steingebäude mit verschlossenem Haupteingange befand. Auf mein Klingeln öffnete der Portier und machte

ein ganz erstauntes Gesicht, als ich mich in wohlpräpariertem Französisch als neuer élève vorstellte. Er antwortete etwas barsch, daß er nichts von meinem Kommen wüßte und überhaupt in den Ferien niemand aufgenommen würde. Meine Verlegenheit war groß, da mir das Französische versagte. Glücklicherweise entpuppte er sich als deutschsprechender Lothringer. Der Prinzipal, der auf einem Ausfluge abwesend war, hatte ihn in der Tat nicht von meiner bevorstehenden Ankunft benachrichtigt. Doch war er bereit, mich einzulassen. Da der Prinzipal erst gegen Abend zurückerwartet wurde und die Frage meines Unterkommens inzwischen ungelöst bleiben mußte, so ging ich nach dem Gasthofe zurück, um mein Mittagsmahl einzunehmen, und verbrachte darauf den Nachmittag, indem ich mir das Städtchen und die Baulichkeiten des Collegiums im einzelnen ansah.

Pfalzburg, ein unbedeutendes Landstädtchen von ungefähr zweitausend Einwohnern, liegt auf dem Rücken der Hauptkette der Vogesen, 1500 Fuß über dem Meeresspiegel, an der Hauptstraße von Straßburg nach Paris. Die Hochebene, auf der es sich ausdehnt, ragt über die ganze Umgebung empor und fällt nach allen Seiten schroff ab. Der Platz eignete sich dadurch besonders zur Festung, die es auch seit Jahrhunderten bis nach dem Kriege von 1870 gewesen ist. Die Werke bildeten ein Parallelogramm und bestanden aus Wällen mit zwei Thoren, Gräben und Bastionen an den vier Ecken. Das ganze Städtchen war innerhalb des Vierecks eingeschlossen und hatte einige kurze, rechtwinklige Straßen und einen verhältnismäßig großen, freien Platz mit einer schattigen Promenade, an der die Hauptgebäude, das Stadthaus, die katholische

Kirche und zwei Gasthöfe lagen. Die Garnison bestand zur Zeit aus zwei Bataillonen Infanterie, die dem Städtchen ein sehr lebhaftes Aussehen gaben. Die Offiziere, die Professoren des Collège und einige Beamten bildeten die höhere Gesellschaft. Auf dem öffentlichen Platze, "Place d'Armes" genannt, ging es immer recht lebhaft her, da die zweiwöchentlichen Märkte, Paraden und Übungen und die Konzerte der Militärmusik dort abgehalten wurden. Sonntags wurde die Regsamkeit durch das Herbeiströmen der Bevölkerung der zahlreichen Dörfer der nächsten Umgebung sehr verstärkt. Auf den breiten Wällen waren schattige Spazierwege vorgesehen, von welchen man einen schönen Fernblick genoß. Kurz, für einen Ort seiner Größe bot Pfalzburg ungewöhnliche Anziehungen.

Der Sitz des Collège war in einem früheren Mönchskloster. Die Gebäude bildeten ein Viereck und umgaben einen inneren Hof. Auf der einen Seite stieß der Komplex an einen größeren äußeren Hof und Garten, welch ersterer als Erholungsplatz für die Schüler diente und von der Außenwelt durch eine hohe Mauer getrennt war. Eine Seite des Vierecks enthielt die Lehrsäle, die zweite im unteren Stocke das als allgemeiner Speisesaal dienende ehemalige Refektorium und im oberen die früheren Zellen der Mönche, in denen die ledigen Lehrer wohnten. Die dritte umfaßte die Kapelle und die Wohnung des Prinzipals und die vierte unten die Arbeitssäle und oben die Schlafsäle. Auf zwei Seiten zogen sich lange Gänge durch die Gebäude, welche den Schülern bei schlechtem Wetter während der freien Stunden zum Aufenthalte dienten. Das Ganze machte den Eindruck von Vernachlässigung und beginnendem Verfalle. Es traten mir überall die Anzeichen

von Unordnung und Unsauberkeit entgegen. Ferner war die Ausstattung des Speisesaales, der Zimmer der Lehrer und der Schlafsäle der Schüler von sehr primitiver Beschaffenheit. Die Waschvorrichtungen in den letzteren entsetzten mich wahrhaft, denn sie bestanden einfach aus schmutzigen, großen Blechtrögen, in denen die Abwaschungen gemeinschaftlich stattfanden. Was ich vorfand, war mir in der Tat ganz unheimlich, und ich sah mit nicht wenig Bangen den kommenden Dingen entgegen.

Erst kurz vor Dunkelheit erschien der Prinzipal, Monsieur Perrot. Sein Äußeres war so abschreckend, daß ich bei seinem Anblicke beinahe ganz verblüfft zurückfuhr. Er war ein förmliches Zerrbild des normalen physischen Menschen, und man mußte sein Aussehen unwillkürlich mit einem Satyr vergleichen. Der Kopf war klein, die Stirne schmal und schief abfallend, die Augen klein und verschwommen, die Nase groß und plump, der Mund ungewöhnlich groß, mit dickschwülstigen Lippen und wirklichen Hauern von schmutzigen Zähnen, das Kinn klein und zurücktretend. Dazu kam noch ein schmächtiger Körper und ein gekrümmtes, kurzes Bein mit Klumpfuß. Alles war schmutzig an ihm, besonders die Hände, und seine Kleidung war von der schäbigsten Art. Wenn er freundlich sein wollte, verzog er sein Gesicht zu einem widrigen Grinsen, und sein Lachen war wie das Zähnefletschen eines Troglodyten. Infolge seines verkrüppelten Beines sank seine unansehnliche Gestalt bei jeder Bewegung sozusagen in sich selbst zusammen. In seiner ganzeu Persönlichkeit war auch nicht ein Zug, der den widerlichen Gesamteindruck milderte.

Monsieur Perrot, der in den fünfziger Jahren zu stehen schien, begrüßte mich freundlich, erklärte seine Überraschung

durch mein unerwartetes Erscheinen — der Tag meiner Ankunft war ihm aber genau mitgeteilt worden — und entschuldigte seine zufällige Abwesenheit mit den glatten Phrasen, die dem Franzosen stets zu Gebote stehen. Dann nahm er meine Rechte zwischen seine dickfingrigen, ungewaschenen Hände, sagte, ich sei ja "un joli, bon garçon", der ihm gewiß Freude und der Anstalt Ehre machen würde, nebst anderen süßlichen Schmeicheleien, die mich rot vor Verlegenheit werden ließen, da ich nichts antworten konnte. Nach diesem Willkommen geleitete er mich an der Hand in seine Wohnung, um mich seiner Familie vorzustellen, die aus Frau und einem achtjährigen Jungen bestand. Die Erscheinung der ersteren setzte mich ebenso sehr in Erstaunen, wie die ihres Mannes. Denn einen größeren Unterschied im Äußeren konnte man sich kaum denken. Sie war eine wirklich auffallende Schönheit. Von großer, schlanker Gestalt, hatte sie einen feinen Kopf mit glänzendem schwarzem Haare, prächtigen dunklen Augen, bei schimmernd weißer Haut, von der die roten Wangen und Lippen frisch abstachen, und kleinem Munde mit vollkommenen Zähnen. Dabei besaß sie die wahre französische Anmut und Zierlichkeit. Sie machte den Eindruck, als könnte sie höchstens halb so alt wie ihr Gatte sein. Der Kontrast zwischen den beiden machte meine Verlegenheit noch größer, sodaß ich kaum ein Wort hervorbrachte, obgleich sie mit der Lebhaftigkeit eines jungen Mädchens mich zu Rede und Antwort zu bringen suchte.

Ich stellte mir unwillkürlich fortwährend die Frage: welches Geschick hat diese beiden menschlichen Gegensätze zusammengeführt? Die Geschichte der Ehe wurde mir nachträglich bekannt. Der Gatte hatte sie vor zehn Jahren

als Tochter der Witwe eines Beamten kennen gelernt, bei der er als Mieter in Paris wohnte, während er eine Professur an einem dortigen Collège bekleidete. Bei seiner Ernennung zum Prinzipal in Pfalzburg warb er um sie und ward auf Zureden der Mutter angenommen. Natürlich setzte jedermann voraus, daß sie mit einem solchen Manne nicht glücklich sein könne, aber, wie ich später fand, konnte niemand einen Beweis hierfür beibringen. Sie zeigte stets dieselbe heitere, zufriedene Miene. Ich entdeckte bald, daß alle collègiens, alle Offiziere der Garnison und in der Tat die ganze Stadt für ihre Schönheit schwärmten, jedoch hörte ich während meines Aufenthaltes in Pfalzburg nie das geringste gegen ihren Ruf als pflichttreue Gattin. Das einzige Kind, einen bildhübschen Jungen, liebte sie mit augenscheinlich übertriebener Zärtlichkeit, die natürlich einen sehr verwöhnten Burschen aus ihm machte.

Nach einer Stunde der Verlegenheit brachte mir der Ruf zur Abendmahlzeit Erlösung. Ich begleitete die Familie nach dem Refektorium und nahm an demselben Tische mit ihr Platz. Außer uns speisten noch der katholische Geistliche der Anstalt und zwei maîtres d'étude oder Unterrichtsaufseher mit. Der erstere war ein kleiner, feister Abbé in vorgerückten Jahren, dem man auf den ersten Blick das Überwiegen der fleischlichen über die geistlichen Bedürfnisse in seiner Natur ansah. Sein schwarzes Samtkäppchen und seine Soutane waren äußerst schäbig. Wie Spuren auf der letzteren und an seiner Nase deutlich anzeigten, war er ein leidenschaftlicher Schnupfer. Einer der beiden anderen Mitspeisenden war eine auffallende Erscheinung. Die mittelgroße, kräftige, aber feine Gestalt beherrschte ein wohlgebildeter Kopf mit edlen Zügen, die

von kurzgeschnittenem schwarzem Haupthaar und Vollbart umrahmt waren. Feurige, schwarzbraune Augen, eine feine, leichtgebogene Nase und ein entschlossener Mund gaben dem Gesichte einen bedeutenden Ausdruck. Der sonore Wohllaut seiner Stimme ließ bedauern, daß er nicht viel zur Unterhaltung beitrug. Ich werde noch weiteres über den Besitzer derselben zu erzählen haben.

Als Schlafraum wurde mir für den Rest der Ferien eine der Zellen angewiesen, die während der Schulzeit von einem Lehrer benutzt wurde. Wie bereits erwähnt, war die Einrichtung von der bescheidensten Art. Das Bett besonders schien aus der Zeit zu stammen, wo Mönche sich in denselben Räumen durch einfache Lagerstätten kasteiten. Auch wurde es mir in der ersten Nacht peinlich klar, daß, was ich über die Allgegenwart eines gewissen Ungeziefers in Frankreich gehört hatte, nur zu wahr sei.

Morgens entdeckte ich, daß meine Klause jedes Waschapparates ermangelte und daß die von mir zur Reinigung vor die Thüre gestellten Stiefel und Kleider nicht berührt worden waren. Eine Klingel war auch nicht vorhanden, und so blieb mir nichts anderes übrig, als mich anzukleiden und nach Gelegenheit zur Befriedigung meiner Bedürfnisse Umschau zu halten. Nach langem Suchen entdeckte ich jemand in der Küche, dem ich mein Anliegen vortrug. Die Antwort lautete, Waschgeschirr für élèves gäbe es nicht, und Kleiderreinigen und Stiefelwichsen müßten sie selbst besorgen. Er zeigte mir dann den Weg zu einem der Tröge in den Schlafsälen, der aber ohne Wasser war. Nur gegen ein Trinkgeld konnte ich meinen Führer dazu bewegen, das fehlende Element zu beschaffen. Von einem Wichsapparat war nichts zu entdecken, und ich mußte mir

selbst einen anschaffen. Erklärlicherweise machte diese erste Erfahrung keinen sehr erhebenden Eindruck auf mich. Denn ich war es von Haus aus ganz anders gewöhnt. Die Beschaffung eines Frühstücks fand ich auch nicht leicht. Der Prinzipal, der das premier déjeuner à part mit seiner Familie nahm, hatte keine Instruktion bezüglich desselben gegeben. So kostete es wieder ein Trinkgeld, ehe ich das Gewünschte in Gestalt einer Schale warmer Milch und eines reichlichen Stückes trockenen pain ordinaire erhielt. Überhaupt wurde mir sofort die Notwendigkeit klar, mit den Bediensteten in klingender Weise mich zu verständigen. Nachdem dies geschehen, hatte es mit der Befriedigung meiner Wünsche während der Ferien keine Schwierigkeit.

Ich hielt mich den ganzen Vormittag bereit, des erwarteten Rufes des Herrn Perrot gewärtig. Er ließ aber nichts von sich hören, und ich blieb die langen Stunden bis zum zweiten Frühstück in den leblosen Gebäuden mir selbst überlassen. Es beschlich mich ein Gefühl der Verlassenheit, das die Empfindung von bitterem Heimweh verstärkte, mit dem ich eingeschlafen und aufgewacht war. Erst beim déjeuner à la fourchette sah ich den Prinzipal wieder. Er forderte mich auf, ihn auf einem Spaziergange nach seinem Landgute, wie er es nannte, zu begleiten, was ich natürlich tat. Wir gingen nach einem eine Viertelstunde vom Thore gelegenen Weiler, „les baraques“ genannt. Das Landgut erwies sich als ein ansehnlicher Obstgarten mit einem Pavillon. Der sichtbare Obstreichtum kitzelte meinen jugendlichen Gaumen, aber ich täuschte mich in meiner Erwartung einer Einladung zum Zugreifen ad libitum. Ich mußte mich mit einem Apfel und einer Birne zufrieden geben, die der Prinzipal selbst pflückte und

mir grinsend mit einem voilà, mon cher, überreichte. Der abstoßende Eindruck seiner ganzen Manieren auf mich wurde bei diesem ersten längeren Zusammensein so erhöht, daß ich froh war, als wir heimkehrten, und daß ich mich nicht nach näherem Verkehr mit ihm sehnte.

Es war mir daher ganz recht, daß er sich in den nächsten Tagen so gut wie gar nicht um mich bekümmerte und ich ihn auch nur bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten sah. Ich trieb mich zwischen denselben nach Gutdünken in der Stadt herum oder machte ausgedehnte Spaziergänge in die Umgebung. So lange der Reiz der Neuheit blieb, genügte mir diese Ungebundenheit. Aber da ich keine Gelegenheit hatte, irgend welche neue Bekanntschaften zu machen, so fühlte ich mich doch am Ende der ersten Woche sehr vereinsamt und mehr als zuerst von Heimweh geplagt. Auch war es gewiß, daß der Mangel an Gesellschaft und Sprechübung den eigentlichen Zweck meines Eintrittes während der Ferien, die Verbesserung meiner Kenntnis des Französischen vor dem Beginne des neuen Schuljahres, ganz und gar vereiteln würde. Ich wandte mich daher an den Prinzipal mit dem Ersuchen, mich womöglich mit jemand zusammenzubringen, mit dem ich die gewünschte stetige Übung in der Konversation haben könnte. Er empfahl mir sofort, förmlichen Unterricht bei Monsieur Alexandre Chatrian, dem bereits erwähnten maître d'étude, neben dem ich bei Tische saß, zu nehmen. Ich schrieb sofort nach Hause um die nötige väterliche Zustimmung und erhielt sie umgehend. Es wurde nun zwischen dem Prinzipal und Herrn Chatrian abgemacht, daß ich für die geringe Vergütung von drei Franken per Tag zwei Stunden regelmäßigen täglichen Unterricht erhalten und gleichzeitig be-

rechtigt sein sollte, den Lehrer auf seinen Spaziergängen zu begleiten.

Die Abmachung erwies sich für mich als eine sehr glückliche. Der Lehrer zeigte sich als ein sehr gebildeter und ganz begabter Mensch und als äußerst gewissenhaft, gründlich und gedankenvoll, aber dabei sehr entgegenkommend und überaus unterhaltend. Er sprach immer mit Schwung und Vollendung der Form. Seine melodische Stimme und seine Aussprache machten es zu einem Ohrenschmause, ihn sprechen zu hören. Er wurde mir bald recht geneigt und schien nicht weniger Gefallen an mir zu finden als ich an ihm. Wir machten daher täglich lange Wanderungen zusammen. Daß ich dabei sehr rasche Fortschritte im Französischen machte, läßt sich denken. Ich entdeckte bald, daß er sich bereits als Schriftsteller versucht und einen Band Erzählungen veröffentlicht hatte. Er war in der Tat einer des inzwischen als Novellisten berühmt gewordenen Zwillingspaares Erckmann-Chatrian. Beide hatten vier Jahre in derselben Klasse in Pfalzburg verbracht und das Collège zusammen absolviert. Erckmann war der Sohn eines kleinen Pfalzburger Krämers, hielt sich aber zur Zeit in Paris auf. Das geistige Zusammenschaffen der beiden hatte indessen damals noch nicht angefangen. Ich faßte eine solche Bewunderung für Chatrian, daß ich den festen Glauben an eine große Laufbahn für ihn bekam.

Die Ferienzeit verflog nun nur zu schnell, und ich sah mit großem Unbehagen dem Beginne des Schuljahres entgegen, womit mein enger Verkehr mit Chatrian aufhören mußte. In den letzten Tagen des Oktober bevölkerte sich das Collegium rasch mit zurückkehrenden und neueintretenden Schülern. Unter den ersteren war ein Zweibrücker

Jugendgenosse, Namens Döbig, der schon mehrere Jahre in der Anstalt und in der obersten Klasse war. Er machte mich schnell mit den alten Zöglingen bekannt, von denen nicht wenige als geborene Elsäßer und Lothringer geläufig deutsch sprachen. Ich mußte mein besonderes Schlafzimmer aufgeben und mich mit einem Bette in einem Schlafsaale, in dem im ganzen drei Dutzend Zöglinge schliefen, begnügen. Am ersten Montage des November begann der Unterricht, trat die vorgeschriebene Disziplin in Kraft und fing im ganzen das eigentümliche Schulleben an, dessen Beschreibung ich nun versuchen werde.

Wie in allen höheren staatlichen Lehranstalten in Frankreich war die Organisation quasi militärisch. Die Schüler mußten alle die heute noch allgemein vorgeschriebene Uniform tragen. Der Schultag fing im Winter um sechs, im Sommer um fünfeinhalb Uhr an. Auf die Minute wurde zu dieser Zeit in jedem Saale die Reveille mit Trompetengeschmetter in einer Weise geblasen, daß der festeste Schläfer aus seinem Schlummer emporschnellte. Denjenigen, die nach fünf Minuten nicht auf waren, wurde das Liegenbleiben in den selbst bei der größten Kälte ungeheizten Sälen einfach dadurch unmöglich gemacht, daß der diensthabende Aufseher die Decken von den betreffenden Betten fortriß. Fünf Minuten waren zum Waschen und Ankleiden erlaubt. Im Winter war das erstere natürlich fast illusorisch, da der Waschapparat, wie bereits erwähnt, aus eisernen Trögen bestand, in die das Wasser aus Röhren einlief. An den Trögen war nicht Platz genug für alle zur gründlichen Reinigung, und es kam nur zu oft vor, daß wir statt des Wassers Eis fanden. Zunächst traten wir in Reih und Glied an, wurden vom Aufseher

gemustert und marschierten dann in zwei Gliedern in die Studiersäle. Dort wurde dann eine Stunde gearbeitet, worauf zum Frühstück geblasen wurde. Dasselbe bestand aus absolut nichts anderem für jeden Schüler als einem Stück Weißbrot. Ein Diener stand im Korridor mit einem großen Korbe, aus dem jeder seine Portion beim Vorbeidefilieren entnahm. Das frugale Mahl wurde stehend und entweder im Freien oder im Korridor verzehrt. Die meisten Schüler hatten Privatvorräte von Wurst, Käse oder anderen Artikeln zur Würzung des Brotes.

Um acht Uhr begann der Klassenunterricht, der bis Mittag dauerte. Darauf folgte eine Ruhepause, bis die Trompete um ein Uhr den willkommenen Ruf zur Hauptmahlzeit des Tages ertönen ließ. Wir marschierten in das Refektorium, wo jede Klasse ihren besonderen langen Tisch hatte. Jedes Mahl wurde mit einem näselnden Gebete von dem Abbé eingeleitet. Die Mittagskost, die ohne Tisch- und Mundtücher serviert wurde, war einförmig und ungenügend. Sie bestand regelmäßig nur aus Fleischbrühe mit eingeschnittenem Brote als Suppe und dem abgekochten Suppenfleische mit Kartoffeln oder einem andern Gemüse, einer Portion Weißbrot und einem kleinen Glase sehr schlechten Rotweins. Dies war, wie gesagt, das tagtägliche, ungenügende Einerlei. Nur an Sonn- und Festtagen gab es als Extrazulage gebratenes Fleisch und ein Stückchen Kuchen. Nach dem Mahle, das gewöhnlich nur fünfzehn Minuten in Anspruch nahm, war wieder Erholung im Freien bis zwei Uhr. Darauf zwei Stunden Klassenunterricht. Um vier Uhr wurde wieder trockenes Brot verteilt und bis halb fünf Uhr gerastet. Dann ging es in die Arbeitssäle bis halb sieben Uhr, worauf das Abend-

essen folgte. Dies bestand meistenteils aus irgend einem Ragout und Kartoffeln oder einer Eierspeise mit Brot und wieder einem Glase Wein. Bis zur Schlafenszeit, die um halb neun Uhr angeblasen wurde, konnte jeder treiben, was ihm beliebte.

Im ganzen gab es also täglich sechs Stunden Unterricht und drei Stunden obligate Arbeit. Nur Donnerstag bildete eine Ausnahme, indem an diesem Tage der Nachmittagsunterricht wegfiel und an dessen Stelle eine Stunde gymnastischer Unterricht in der Garnisons-Turnanstalt und zwei- bis dreistündige Spaziergänge traten, die nur bei sehr ungünstigem Wetter wegfielen und die wir alle stets mit Jubel begrüßten. Dieselben wurden in militärischer Ordnung durch die Straßen der Stadt angetreten. Vor den Thoren lösten sich aber die Glieder, und bis zum Wiedereintritt in die Stadt waren wir völlig ungebunden. An Sonntagen war die Reveille eine Stunde später. Von acht bis zehn vormittags wurde gearbeitet, worauf Gottesdienst für die katholischen Schüler in der Hauskapelle, für die protestantischen in der kleinen evangelischen Kirche in der Stadt abgehalten wurde. Die Sonntagnachmittage wurden wieder zu Fußtouren in die Umgebung verwendet, und die Abende konnten wir nach Belieben mit Spiel oder Lesen verbringen.

Die geschilderte Routine galt nur für die sogenannten internes, d. h. für die Schüler, die wie ich Wohnung und Beköstigung im Collegium hatten. Neben diesen gab es noch die externes, meistens Söhne von Bewohnern der Stadt, die nur an dem Unterricht teilnahmen. Den internes war der Besuch der Stadt ohne besondere Erlaubnis streng untersagt. Außer auf den zweiwöchentlichen Spa-

ziergängen kamen wir in der Tat aus den Mauern des Collegiums nicht heraus. Wir beneideten daher die externes nicht wenig um ihre Freiheit. Nur einmal im Monate war bei guter Aufführung Erlaubnis zu einem sogenannten „Ausgange" von denjenigen zu erlangen, die in einer Familie in der Stadt eingeführt waren. Herr Hirth, der protestantische Pastor und Religionslehrer an der Anstalt, ein freundlicher, gutmütiger Herr, lud mich in sein Haus, was mir ermöglichte, das monatliche Privilegium zu genießen. Übrigens verbrachten selbstverständlich die glücklichen Priviligierten den geringsten Teil der Zeit an diesen Feiertagen in den betreffenden Familien, sondern ließen es sich sonstwie so wohl wie möglich sein.

Der Unterricht umfaßte die klassischen Sprachen, Mathematik, französische Grammatik und Litteratur, Gesang, Zeichnen, Turnen und Religion. Im Lateinischen und Griechischen wurde sehr wenig geleistet, sodaß ich trotz meiner mangelhaften Erfolge in Zweibrücken darin mit wenig Mühe meinen Mitschülern vorausblieb. Der mathematische Unterricht war dagegen ausgezeichnet, wie dies ja in Frankreich allgemein der Fall ist. Die klare und scharfe Beweisführung im Französischen verbesserte nicht nur mein Verständnis, sondern erregte wirklich wahre Lust an der Algebra und Geometrie in mir, und diese Anregung blieb eine dauernde. Herr Chatrian unterrichtete in höchst befriedigender Weise im Französischen. Was Zeichnen und Gesang betraf, so waren die Leistungen geradezu null. Herr Hirth plagte seine Schüler nicht mit kirchlichen Dogmen, sondern fesselte unsere Aufmerksamkeit durch eine frei vorgetragene Geschichte der Reformation. Wie gesagt, der Unterricht war nur teilweise gut und meistens oberflächlich

und mechanisch. Die meisten Lehrer waren nicht imstande, Eifer und Anteil unter den Schülern zu erwecken. Drei Viertel derselben waren daher gleichgültig und faul und taten nur knapp, was zum Fortkommen absolut notwendig war. Trotz der vorgeschriebenen langen täglichen Arbeitszeit unter fortwährender Aufsicht der maîtres d'études wurde doch wenig geleistet. In den großen Arbeitssälen befanden sich Bänke und Tische den vier Wänden entlang, und auf letzteren standen die verschlossenen Arbeitspulte, von denen jeder Schüler eines besaß. Der beaufsichtigende Lehrer saß auf einem Katheder in der Mitte des Raumes. Der Umstand, daß die Schüler ungetrennt nebeneinander saßen und die Form der Pulte ihr Treiben so ziemlich verdeckte, veranlaßte, daß der größte Teil der Arbeitsstunden zu Allotria benutzt würde. Man führte flüsternde Unterhaltungen, ergötzte sich mit förmlichen Spielen, genoß verborgene Leckereien und trieb fortwährend allerlei Schabernack. Hierbei ging natürlich das Sinnen und Trachten der meisten hauptsächlich darauf, den Aufseher hinters Licht zu führen. Täglich kamen drastische Szenen zwischen ihm und erwischten Übeltätern vor, die auch mehrfach in sehr heftige Auftritte ausarteten.

In dem Verkehr zwischen Lehrern und Schülern wurde nach französischer Art eine höfliche Form beobachtet. Der jüngste von uns war so gut wie der älteste „monsieur“ in der Anrede, und selbst Verweise und Strafverhängungen wurden durch rücksichtsvolle Wendungen erträglicher gemacht. Stets wurde ein Bedauern ausgedrückt, Strafen aussprechen zu müssen. Je strenger die letzteren waren, desto mehr steigerte sich das erstere in der Phrase. Bei unverbesserlichen Sündern kam der unverkennbarste Schmerz und das

lebhafteste Mitgefühl zum Ausdruck. Auch wurde immer hervorgehoben, daß man nicht zum Nutzen der Schule, sondern zum Besten der Schuldigen strafte. Kurz, die unwiderstehliche Neigung der Franzosen zur Komödie machte sich hierin geltend. Dabei war die Disciplin eine wirklich strenge. Die geringste Nichtbeachtung einer Vorschrift, der leiseste Ungehorsam gegenüber Lehrern oder Aufsehern wurde scharf geahndet.

Bei schwereren Vergehen wurden an das Grausame streifende Strafen verhängt. Die Maßregelungen bestanden dem Grade nach aus Verweisen, Strafarbeiten, Entziehung von Mahlzeiten und der Privilegien der zweiwöchentlichen Spaziergänge und monatlichen Ausgänge und schließlich aus einer leichten und einer schweren Art von Einsperrung. Die erstere erfolgte in einem sogenannten salle d'arrêt, einem lichtlosen und ungeheizten Raume im zweiten Stocke des Gebäudes, für mehrere Stunden bis zu mehreren Tagen bei Wasser und Brct und selbst ohne jegliche Nahrung. Die letztere wurde in dem „prison" abgebüßt, einem dunkeln, feuchten unterirdischen Gewölbe, in dem die Sträflinge auf Wasser und Brot und eine Strohmatratze angewiesen waren. Die Strafzeit erstreckte sich von sechs Stunden bis auf Wochen. Während meines Aufenthaltes verbrachte ein Schüler der obersten Klasse volle acht Tage in dem Loche. Die schweren Strafen wurden fast ausschließlich für Widersetzlichkeiten gegen Vorgesetzte und für weiter unten geschilderte Vergehen verhängt. Bei dem hitzigen französischen Blute kamen solche fortwährend vor. Besonders mit den Aufsehern kam es öfters zu Zusammenstößen, die bis zu Tätlichkeiten ausarteten.

Sogar förmliche Aufstände ereigneten sich mehrere Male unter meinen Augen. Unser erster maître d'étude, der

aber nach einigen Monaten wegen seiner Leidenschaftlichkeit entlassen wurde, versuchte es, sich handgreiflich an einem wirklich unerträglich frechen Jungen Gehorsam zu verschaffen, indem er ihn hinter seinem Pulte hervorzuziehen suchte. Sofort bombardierten ihn zwei Drittel der Klasse mit Büchern, Tintenfässern, Linealen und anderen Wurfgeschossen, und, als ihn dies nicht abschreckte, stürzte man sich auf ihn, schlug ihn, zerriß seine Kleider und schleppte ihn vor die Thüre, die dann abgeschlossen und verbarrikadiert wurde. Dies kam, wie gesagt, einige Male vor und resultierte in der Decimierung der Klasse durch Demissionen und Strafen im prison für ein Dutzend der Schuldigen. Überhaupt scheint ein rebellischer Geist im Pfalzburger Collegium traditionell gewesen zu sein. Im vorhergehenden Jahre war es zu einer förmlichen Empörung gekommen, ebenfalls infolge einer Kollision mit einem Aufseher. Die beiden oberen Klassen vertrieben alle Lehrer und Bedienstete aus den Gebäuden, sperrten alle Zugänge ab und hielten sich mehrere Tage im Besitz der ganzen Anstalt. Schließlich mußte eine Compagnie Soldaten zum Einschreiten requiriert werden. Als dieselbe sich den Eintritt erzwungen hatte, zogen sich die Aufständischen in den obersten Schlafsaal zurück, verbarrikadierten denselben und bewarfen ihre Angreifer mit den Möbeln von den Fenstern herab. Schließlich kam es zu einer Kapitulation auf Gnade oder Ungnade, und das Ende waren einige Dutzend Demissionen.

Mit den externes kam ich nur wenig in Berührung, und ich machte nicht eine einzige nähere Bekanntschaft unter denselben. Auch unter den einhundertundfünfundzwanzig internes gab es nur wenige, denen ich näher trat. Zuerst stand ich ganz allein für mich, denn fast alle ohne Aus-

nahme hatten das französische Selbstgefühl und dünkten sich über den Deutschen erhaben. Bis mir die Sprache geläufiger wurde und ich in gleicher Münze zurückzahlen konnte, hatte ich viel von Hohn und Spott zu leiden. Ich hörte mich nur zu oft als „tête carrée allemande, bête de Prussien“ tituliert. Auch tätlich vergriff man sich einige Male an mir, sodaß ich so energisch wie möglich gutes Faustrecht üben mußte, wodurch ich mir auch bald Ruhe verschaffte. Nach einigen Monaten war ich allgemein bekannt und, ich glaube es sagen zn dürfen, beliebt. Respekt hatte ich mir, wie gesagt, dadurch verschafft und gesichert, daß ich mir nichts gefallen ließ. Beliebtheit erwarb ich mir durch meine Bereitwilligkeit zu Streichen jeder Art und durch mein freigebiges Teilen der Vorräte von Eßwaren und Leckereien, die mein reichliches Taschengeld mir ermöglichte, stets an der Hand zu haben. Dann gab es, wie erwähnt, wenig mutwillige Streiche, bei denen ich nicht eine Hauptrolle spielte. Ich zeichnete mich besonders durch Geschick im Schabernack in den Schlafsälen aus. Dem Aufseher die Kleider verstecken oder unwillkommene Zugaben ins Bett zu schmuggeln, die Fußbekleidung der Kameraden vertauschen, die gefürchtete Wecktrompete verstopfen, bauchrednerische Experimente und Würfe mitten in der Nacht und dergleichen mehr oder weniger anziehende Scherze praktizierte ich mit großem Erfolge und wurde durch die Bewunderung der Kameraden fortwährend in denselben ermutigt.

In einer Beziehung waren alle internes stets von einer einheitlichen Empfindung bewegt. Wir hatten allezeit und insgesamt ungestillten Hunger. Die Nahrung war durchaus ungenügend, sowohl was Beschaffenheit als Menge

betraf. Wir waren alle ohne Ausnahme in der Periode starken Wachsens, wo der jugendliche Körper besonders reichlicher und kräftiger Nahrung bedarf. Aber keiner von uns stand gesättigt von der Tafel auf. Die Kost war in der Tat überaus schlecht und kärglich gemessen. Jede Mahlzeit strafte die Versprechungen des Prospektus der Anstalt in dieser Hinsicht vollkommen Lügen. Man denke nur an das trockene Brot als Frühstück und das ungenügende ewige Einerlei des Mittagstisches. Beschwerden wurden fortwährend beim Prinzipal teils durch die Eltern teils durch die älteren Schüler erhoben, aber nach kurzen, vorübergehenden Verbesserungen verfiel man regelmäßig wieder in die alte Mißwirtschaft. Die natürliche Folge war, daß unsere knurrenden Mägen eine stets dringliche Herrschaft über uns ausübten und daß unser ganzes Sinnen auf ihre Befriedigung hinauslief. So war jeder bestrebt, sich bei der Brotverteilung durch geschickte Handgriffe oder im Einverständnis mit dem Bediensteten, der den Brotkorb hielt, zum Frühstücke und Vesperbrote zwei Stücke statt eines zu verschaffen. Wenn es gelang, war es immer eine Art Triumph für den Glücklichen.

Dann wurden die Bediensteten bestochen, um uns heimliche Ergänzungen aus den Vorratskammern zugehen zu lassen. Ich stand besonders gut mit dem deutschen Bäcker der Anstalt, der mir regelmäßig ganze Laibe Brot und Kuchen zuschmuggelte. Diese unentdeckt zu empfangen und bis zur Verteilung an die Kameraden zu verheimlichen, erforderte keine geringe Schlauheit. Auch zu förmlichen Einbrüchen in die Vorratskammern führte der dauernde allgemeine Hunger öfters, und solche Eingriffe wurden von dem Prinzipale ohne Barmherzigkeit mit dem längsten

Arreste im prison bestraft. Auf den Spaziergängen durften wir uns Brot und Obst kaufen, und es war erstaunlich, wie viel wir in unserem Heißhunger verzehren konnten. Es herrschte eine Art Communismus unter uns. Jede besondere Anschaffung, ob durch erlaubten oder heimlichen Kauf oder durch Sendungen von Hause, wurde gewissenhaft geteilt. Unsere stete Eßlust machte die monatlichen Ausgänge zu außerordentlichen Genüssen, indem die bemittelten Schüler die table d'hôte in dem besten Gasthofe mitmachten. Die Wirte verdienten selbstverständlich nicht viel an ihren jugendlichen Gästen, denn der Appetit eines collégien hatte eine sprichwörtliche Bedeutung unter den städtischen Bewohnern.

Wie angedeutet, schloß ich mich indessen nur an wenige internes näher an. In meiner eigenen Klasse sagte mir niemand genug zu einem näheren Verhältnisse zu. Dagegen hatte ich eine starke Neigung zu einem Schüler der oberen und zu einem der unteren Klasse gefaßt. Der erstere hieß Zwölling und war der Sohn eines in einem Dorfe in der Nähe von Pfalzburg funktionierenden protestantischen Geistlichen. Er war ein stattlicher, hübscher Jüngling, sehr lebhaft und voll Begabung jeder Art. Seine unverwüstliche Heiterkeit machte ihn zu jedermanns Liebling. Dabei war er der fleißigste Schüler in seiner Klasse, und man prophezeite ihm allgemein eine bedeutende Zukunft. Doch hierin entsprach er nicht den Erwartungen. Nach meinem Abgange vom Collegium verlor ich ihn zwar lange Jahre aus den Augen, angestellte Nachfragen ergaben indessen, daß seine Laufbahn schon längst mit einer fetten Pfarrei im Unterelsaß ihren Höhepunkt gefunden hat.

Mein anderer Freund war der einzige Sohn eines verarmten Edelmannes, eines Barons de Villeneuf, der als Witwer in der Ruine seines Stammschlosses auf einer Spitze der Vogesen einige Stunden von Pfalzburg ein einsames, kärgliches Dasein führte. Er war ein bildhübscher Junge von dreizehn Jahren, äußerst aufgeweckt und ein guter Kamerad. Aber er hatte auch einige Fehler, die meine anfänglich sehr warmen Gefühle ihm gegenüber nach und nach abkühlten. Er war nicht wahrhaftig, sondern hatte gewissermaßen eine Vorliebe für das Lügen, was wol seiner lebhaften Phantasie zuzuschreiben war. Auch war er in einem solchen Grade launisch und wankelmütig, daß es öfters zu Reibereien zwischen uns kam. Die größte Abkühlung gab mir jedoch die Entdeckung, daß er höchst unreinlich an seiner Person war und die Folgen davon in Gestalt von Ungeziefer mit sich herumtrug. Es wurde ihm sogar die Schande zu teil, daß er behufs gründlicher Reinigung für einige Zeit aus der Schule nach Hause verbannt wurde.

Überhaupt sah es unter den collégiens, was Reinlichkeit betraf, sehr schlimm aus. Die Franzosen zeichnen sich ja, wie allbekannt, überhaupt nicht durch die Pflege des Körpers aus. Diese nationale Schwäche schien in Pfalzburg zum ganz besonderen Ausdruck zu kommen. Es fanden daher auch tägliche Inspektionen der sichtbaren Körperteile — Gesichter, Hälse, Ohren und Hände — statt, und zwar mit dem regelmäßigen Ergebnis von zwangsweisen Reinigungen. Aber gründliche Sauberkeit wurde doch nicht gefordert. Auch war sie bei den bereits geschilderten mangelhaften Wascheinrichtungen kaum möglich. Nur durch besondere Bemühungen und Trinkgelder gelang es mir von Zeit zu

Zeit, den Luxus eines besonderen Kübel Wassers zur Abwaschung des ganzen Körpers zu erreichen. Die anderen Schüler kamen zu solchen nur bei den seltenen Badegelegenheiten im Hochsommer in den Teichen, an denen uns die gemeinschaftlichen Spaziergänge vorbeiführten.

Auch in sittlicher Beziehung stand es nicht gut unter den Zöglingen. Die meisten derselben waren durchaus verlogen, nicht nur den Lehrern gegenüber, sondern auch unter sich. Sich gegenseitig zu betrügen, war etwas Rühmliches, und sich als Lügner entdeckt und genannt zu finden, rief wenig Scham hervor. Mit der Abneigung vor der Wahrheit hing eine Neigung zur Hinterlist zusammen, von der ich als Deutscher manches zu leiden hatte. Diebereien kamen auch nicht selten vor, wiewol sie sich meistens auf die in den Arbeitspulten eingeschlossenen Leckerbissen der Schüler beschränkten. Auch förmliche Laster fanden sich vor. Es wurde viel heimlich geraucht und getrunken und besonders geschnapst, wobei ein in Pfalzburg fabrizierter Liqueur, der sogenannte eau de noyau, das Genußmittel bildete. Auch dem verderblichen absinthe wurde gehuldigt. Diese natürlich streng verbotenen Artikel wurden meistens durch die externes eingeschmuggelt. Der schlimmste Zug aber war das nur zu häufige Vorkommen unzüchtiger Rede, und, wie es leider nur zu deutlich war, wirklicher Unzucht unter den älteren Schülern. Kurz, sittenverderbende Einflüsse herrschten im Collegium vor.

Trotz der mangelhaften Nahrung und der sonstigen Umstände des Lebens im Collegium, die eigentlich der Gesundheit nicht förderlich waren, entwickelte sich mein Körper auffallend günstig. Bei meiner Ankunft in Pfalzburg war ich ein dünner, blasser, schwächlich aussehender Junge.

Schon nach kurzer Zeit wurden mir die mitgebrachten Kleider so kurz und enge, daß mir meine rasche körperliche Entwicklung der Breite und Länge nach nur zu klar wurde. Vor Ablauf des Winters hatte ich ein ganz blühendes Aussehen bekommen und strotzte förmlich von frischer Gesundheit. Während ich sonst gewöhnlich in der kalten Jahreszeit öfters und heftig mich erkältete und mehr oder weniger bettlägerig war, so war ich dort nicht eine Stunde unwohl. Ich schreibe in der Tat dem Aufenthalte in Pfalzburg das für Jahrzehnte ununterbrochene körperliche Wohlsein zu, dessen ich mich nachher erfreute. Die Erklärung liegt selbstverständlich in der strengen Regelmäßigkeit unseres täglichen Lebens und der Einfachheit der genossenen Kost.

Ich war während des Wintersemesters wirklich fleißig gewesen, wie es die monatlich empfangenen notes d'honneur bewiesen, und als Belohnung dafür durfte ich die vierzehntägigen Osterferien zu Hause verbringen. Dies war mir, der nun sieben Monate in der Fremde verbracht hatte, eine willkommene Erlaubnis, und ich jauchzte förmlich auf, als ich den dieselbe überbringenden väterlichen Brief las. Noch drei Wochen vergingen nach Empfang desselben, ehe die Ferien anfingen, und ich konnte meine Ungeduld, die Eltern, die Schwestern, die Heimat und alles, was damit zusammenhing, wiederzusehen, kaum bezwingen. Es gelang mir schließlich noch, die Zustimmung des Prinzipals dazu zu erbitten, daß ich zwei Tage früher abreisen und einen Tag später als vorgeschrieben zurückkommen durfte, und überglücklich reiste ich endlich ab. Das Herz ging mir ordentlich auf, als der Omnibus von Saarquénines sich Zweibrücken näherte und jede Minute mir Bekanntes und Bekannte vor die Augen brachte.

Vor dem elterlichen Hause erwarteten mich meine Lieben und empfingen mich mit offenen Armen. Alle waren über die günstige Veränderung in meinem Aussehen erstaunt und bewunderten die schmucke französische Uniform, aus dunkelfarbiger, einreihiger tunique mit goldgesticktem Kragen und Armaufschlägen, Gürtel mit Fransenverzierungen, hellblauen Beinkleidern und weißen Gamaschen und goldbortiertem Képi bestehend. Ich hatte das Alter erreicht, wo die männliche Jugend gewöhnlich die ersten Regungen der allgemeinen menschlichen Schwäche der Eitelkeit empfindet, und der Spiegel hatte mir das Bewußtsein beigebracht, daß ich gar kein übel aussehender Bursche war und mich nicht schlecht in der Uniform als collégien ausnahm. Dann war ich schwach genug, mir die Triumphe vorzuschmeicheln, die ich sicher in der letzteren unter meinen Altersgenossen beider Geschlechter in der Heimat feiern würde. In dieser Beziehung hatte ich mich nicht verrechnet, denn während meines ganzen Aufenthaltes war ich der Gegenstand der ersichtlichen Bewunderung und wol auch des Neides bei manchen meiner Kameraden, was mir, aufrichtig gestanden, nicht wenig schmeichelte. Auch in anderer Beziehung bildeten diese Ferien einen Glanzpunkt in meinen Erinnerungen. Meine Lieben fanden mich in jeder Beziehung vorteilhaft verändert und zeigten ihre Zufriedenheit, indem sie mich mit Beweisen derselben überhäuften. Mein Vater hatte sofort mein Französisch geprüft und sich sehr davon befriedigt erklärt. Er nahm mich mit sichtbarem Stolze auf seinen Spaziergängen mit. Die Mutter und Schwestern führten mich täglich in Bekanntenkreise, wo mir stets ein schmeichelhafter Empfang zu teil wurde.

Es wurde beschlossen, daß auch die Großmutter und

Tante in Speyer mich sehen sollten, und so ging ich auf drei Tage dahin. Hier verschaffte mir meine Uniform wieder große Triumphe, da man sie noch nie gesehen hatte, während sie in Zweibrücken sehr bekannt war. Wo ich mich auf der Straße blicken ließ, hatte ich ein Gefolge von neugieriger Straßenjugend. Am zweiten Tage begleitete ich die Tante in die hohe Messe in den Dom. Beim Durchschreiten desselben drehten sich alle Köpfe nach mir in solcher Weise um, daß ich ob der erregten Sensation ganz rot wurde. Nach der Messe hatte ich vor dem Dome wieder Veranlassung hierzu, indem wir von Bekannten und Neugierigen fast umringt wurden und ich nicht wenige Schmeicheleien zu hören bekam. Ich konnte es der Tante ansehen, daß sie nicht wenig stolz auf den Neffen war.

Die schöne Ferienzeit verfloß nur zu rasch. Der Abschied wurde mir indessen durch den Trost erleichtert, der in dem Gedanken lag, daß mein künftiges Schicksal in befriedigender Art entschieden war. Mein Vater hatte mir nämlich kurz vor dem Scheiden mitgeteilt, daß ich nur bis zum Ende des Schuljahres in Pfalzburg verbleiben und dann, da mein Wiedereintritt in das Zweibrücker Gymnasium nicht möglich war, auf die entsprechende Anstalt in Speyer übergehen sollte. Die Entscheidung befreite mich ganz und gar von dem Gespenste der mir so widerwärtigen kaufmännischen Laufbahn, mit dem ich mich so lange bedroht gefühlt hatte. Ich trat daher leichten Herzens wieder den täglichen Trab in Pfalzburg an, besonders da ich, dank der mütterlichen Sorge, einen großen Vorrat von allerlei Mundkost zur Versüßung des trockenen Frühstücks und Vesperbrotes mitgebracht hatte, der lange nicht erschöpft

wurde. Die Tage verflossen viel rascher im Frühjahr und Sommer als während der Wintermonate, da wir die täglichen Ruhestunden mit Spielen im Freien in dem großen Hofe statt in den dumpfen Korridoren und dem engen und feuchten inneren Hofe verbringen konnten und die halbwöchentlichen Spaziergänge viel ausgedehnter und unterhaltender wurden. Wir besuchten nach und nach alle Höhen und Thäler der Vogesen in einem Umkreise von mehreren Stunden.

Aus jener Zeit habe ich nur einen besonderen Zwischenfall zu erwähnen. Während der mehrtägigen Pfingstferien besuchte ich nämlich mit väterlicher Erlaubnis meinen Onkel Fritz in Straßburg, wohin er sich mit anderen Flüchtlingen von Weißenburg aus auf Weisung der französischen Regierung begeben hatte. Ich fuhr mit der diligence kurz nach Mittag ab und fand mich gegen acht Uhr in Straßburg vor dem bekannten, noch heute bestehenden „Gasthof zum Rebstocke", in dem der Onkel mit den meisten seiner Schicksalsgenossen wohnte. Ich wurde sehr herzlich empfangen und verlebte drei interessante Tage, während welcher ich unter Onkels Leitung die Sehenswürdigkeiten der alten deutschen Reichsstadt besah. Er klagte sehr über die Plackereien, denen die Flüchtlinge seitens der französischen Polizei — die Präsidentschaft Louis Napoleons war bereits eingetreten — ausgesetzt waren und deutete seine Absicht an, demnächst auf schweizerischem Boden ein freieres Asyl zu suchen.

In der zweiten Woche August fanden die Schlußprüfungen für das Schuljahr statt, die ich glänzend bestand, und unmittelbar darauf nahm ich Abschied vom Collegium. Eigentlich tat mir das Scheiden nicht leid, aber in jenem

Alter kann man kaum ein Jahr an einem und demselben Orte verweilen und mit denselben Menschen verkehren, ohne eine gewisse Anhänglichkeit an sie zu gewinnen. Unter den Lehrern waren einige und unter den Schülern nicht wenige, mit denen ich auf ganz gutem Fuße gestanden hatte, und es beschlich mich daher doch ein Gefühl des Bedauerns, als ich das letzte Lebewohl mit denselben austauschte. Auch versprachen wir Kameraden uns zu schreiben. Doch, wie es in solchen Fällen meistens geht, das Versprechen wurde zwar eine Zeitlang gehalten, aber bereits nach wenigen Monaten war der Briefwechsel für immer eingeschlafen. Von allen meinen Mitschülern habe ich seit meiner Abreise nie wieder einen gesehen. Ich dachte sicher Pfalzburg über kurz oder lang wiederzusehen, aber volle siebenunddreißig Jahre sollten verfließen, ehe es dazu kam.

Meine Mutter und Tante Anna hatten sich Ende Juli nach dem schweizerischen Kurort Baden, in der Nähe von Zürich, begeben. Kurz vor den Prüfungen erhielt ich die freudige Nachricht vom Vater, daß ich dieselben von Pfalzburg aus besuchen dürfte. Eine Schweizerreise war mir so tewas Großartiges, daß ich mich sehr gehoben fühlte und vom ganzen Collegium beneidet wurde. So machte ich mich denn wieder auf den Weg nach Straßburg, von wo inzwischen Onkel Fritz nach Zürich übergesiedelt war. Ich übernachtete im „Rebstock“ und ging am nächsten Tage mit der badischen Bahn nach Basel, wo ich in dem allbekannten „Hotel zu den drei Königen“ abstieg. Ich war noch nie in einem so großartigen Gasthof gewesen und fühlte mich nicht wenig verlassen und verlegen in dem Gewimmel von Reisenden aller Nationen, die sich in demselben bewegten, da die Reisesaison gerade ihren Gipfelpunkt erreicht hatte.

Auch fand ich nur sehr geringschätzige Beachtung seitens des Dienstpersonals. Ich hatte in meiner Unkenntnis mit Rücksicht auf die Hitze und den Staub während des Tages eine blaue Blouse getragen und wurde daher von dem Portier und Oberkellner mit Blicken der Geringschätzung gemustert. Man suchte mich auch mit einer luft- und lichtlosen Dachkammer für die Nacht abzufertigen. Aber diese Zurücksetzung half mir doch über meine Schüchternheit hinweg, und ich erklärte sehr entschieden, daß ich in dem heißen Loche nicht bleiben, sondern ein anderes Quartier aufsuchen würde. Darauf wurde man sofort höflicher und wies mir einen anständigen Schlafraum an. Dieser Zwischenfall hob mein Selbstgefühl sehr und machte mich mit einem Male zum selbstbewußten Reisenden.

Am nächsten Morgen ging es mit der Postkutsche — zu jener Zeit liefen noch keine Eisenbahnen von Basel nach dem Innern der Schweiz — weiter nach Baden, wo ich erst spät abends ankam. Mutter und Tante bewillkommten mich aufs freudigste, und beide fanden, daß ich mich körperlich noch weiter zu meinem Vorteile entwickelt hätte. Ich war in der Tat in dem Jahre in Pfalzburg fast einen vollen Fuß gewachsen und ein stämmiger Jüngling von blühendstem Aussehen geworden. Auch fühlte ich die ganze physische Spannkraft, die körperliches Wohlsein verleiht, und sprudelte über von Lebenslust, Unternehmungsgeist und Zuversicht.

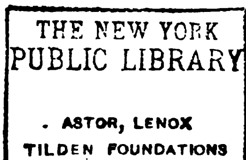
Baden ist eine sehr alte, kleine Stadt im Aargau an den Ufern der Limmat, eine halbe Stunde per Bahn von Zürich gelegen, die schon in der Römerzeit durch ihre heißen Quellen einen Ruf als Badeort hatte. Sie bietet einen ganz netten Anblick und ist reichlich mit den gewöhnlichen

Erfordernissen eines Badeortes wie Gasthöfen, Badehäusern, Kursälen, Anlagen und Promenaden versehen. Baden wird hauptsächlich vom schweizerischen Publikum besucht. Die Mutter brauchte nur noch acht Tage zur Vollendung ihrer Kur, während welcher leider fast immer regnerisches Wetter war, sodaß man kaum ins Freie konnte. Onkel Fritz besuchte uns zweimal während der Zeit und erheiterte uns durch seinen unverwüstlichen Humor. Am Ende der Woche gingen wir nach Zürich, um dort einige Tage zu verweilen und darauf den Rigi und Vierwaldstätter See zu besuchen, ehe wir die Heimreise antraten. Aber der fortdauernde Regen verdarb uns diesen Plan vollständig. Wir warteten eine ganze Woche auf einen Witterungswechsel, aber sahen während derselben nur einmal das prachtvolle Alpenpanorama, das den Rahmen des Züricher Sees nach Süden bildet. Selbst eine Besteigung des 3000 Fuß hohen Ütliberges in unmittelbarer Nähe der Stadt, von dem man einen herrlichen Fernblick auf die Alpen genießt, hatte kein anderes Ergebnis, als daß wir vollständig durchnäßt wurden.

Während dieser Zeit sahen wir viel von den deutschen politischen Flüchtlingen, von denen Zürich damals wimmelte. Onkel Fritz und eine Anzahl engerer Landsleute, die in Weißenburg wie in Straßburg seine Schicksalsgenossen gewesen waren, hatten Kost und Logis auf dem sogenannten „Lindenhof". Ich speiste dort mehrere Male zu Mittag, wobei ich die lebhaftesten politischen Diskussionen anzuhören Gelegenheit hatte. Die Hoffnungen des Onkels und seiner Freunde auf eine baldige freiheitliche Änderung in Deutschland waren indessen bereits sehr gesunken, und man schien sich mit dem Gedanken einer dauernden Niederlassung auf Schweizerboden oder einer Auswanderung nach den

Vereinigten Staaten vertraut zu machen. Onkel neigte sich der ersteren zu, und es traf sich, daß er nach einiger Zeit eine Anstellung als Registrator an der Hauptverwaltung der schweizerischen Nord-Ostbahn in Zürich erhielt, sich später dort mit einer Schweizerin verheiratete und bis zu seinem Lebensende (1874) verblieb.

Zu meiner bitteren Enttäuschung zwang uns endlich der fortdauernde Platzregen, den beabsichtigten Besuch des Vierwaldstättersees ganz aufzugeben und den Rückweg anzutreten, ohne mehr von der Schweiz gesehen zu haben. Wir gingen von Zürich nach Schaffhausen, wo wir übernachteten, um wenigstens noch den dortigen Rheinfall zu sehen. Unser Ärger war groß, als wir beim Aufstehen entdeckten, daß die Regenwolken in der Nacht sich verzogen hatten und das schönste Wetter eingetreten war, denn es half uns nichts, da wir nicht mehr umkehren konnten. Immerhin sahen wir den gewaltigen Rheinsturz in der schönsten Sonnenbeleuchtung und genossen ferner noch den Anblick der östlichen Alpen und ein wunderbares Rotglühen derselben bei Sonnenuntergang. Von Schaffhausen fuhren wir mit dem Postwagen durch das berühmte Höllenthal im südlichen Schwarzwalde nach Freiburg im Breisgau. Wir reisten abends ab und erreichten frühmorgens die herrlichsten Partieen des Thales. Aber ich muß gestehen, daß ich nach schlechtverbrachter Nacht zu schlaftrunken war, um die wilde landschaftliche Schönheit recht genießen zu können. Wir kamen zeitig genug nach Freiburg, um den merkwürdigen Dom und andere Sehenswürdigkeiten betrachten und noch spät abends in Zweibrücken eintreffen zu können.



früheren Mißtöne zwischen uns waren ganz geschwunden, und die Harmonie tat unsern Herzen wohl. Meine Schwester Anna kehrte fast gleichzeitig nach einjähriger Abwesenheit aus dem Institute von Montmirail zurück, wo nach dem herrschenden deutschen Gebrauche ihre eigentliche Erziehung abgeschlossen worden war. Sie war wenig über siebzehn Jahre alt, wurde aber als reif für das gesellschaftliche Leben betrachtet. Sie war eine hübsche, frische, niedliche Erscheinung, von feinem Wuchse, mit zierlichem Kopfe, dunkelbraunem Haare und seelenvollen, großen blaugrauen Augen und kleinen Händen und Füßen. Sie hatte einen sehr offenherzigen Ausdruck, in dem sich ihr zartes, wahrheitsvolles, etwas schwärmerisches Gemüt wiederspiegelte. Unter den Herrnhutern hatte sich ein reiner religiöser Sinn in ihr entwickelt, der ihrem ganzen Wesen einen frommen Charakter gab. Wir fühlten die warme, volle Liebe für sie, die sie verdiente und der sie bedürftig war. Schwester Emma bereitete sich zum Abgange nach Kreuznach vor, wo sie auch auf ein Jahr in ein von entfernten Verwandten geleitetes Mädchen-Institut eintreten sollte. Sie war immer noch das zarte, kränkliche, der Mutter besonders ans Herz gewachsene Kind, das noch nie längere Zeit allein von Hause fort gewesen war. Sie, wie die Eltern und Geschwister sahen daher der bevorstehenden Trennung gerade nicht mit leichtem Herzen entgegen.

Während der Ferien erfüllte sich ein eifriger Wunsch von mir. Ich erlernte die edle Reitkunst. In Zweibrücken befand sich das Landesgestüt mit zahlreichen Vollblutpferden, die auf das feinste zugeritten waren. Der Oberbereiter erteilte Unterricht. Unsere Klasse bestand aus Rechts-

kandidaten, Universitätsstudenten und Gymnasiasten. Unter den ersteren befand sich Richard Popp, der mein Schwager zu werden bestimmt war, und den ich dabei näher kennen lernte. Uns Anfängern war es zuerst auf den feurigen Hengsten gar nicht behaglich zu Mute, wiewol wir in den ersten Wochen nur in der Reitschule ritten. Viele komische Szenen, die der Furchtsamkeit entsprangen, kamen dabei vor. Ich muß gestehen, daß auch ich unserem ersten Wagnis eines Rittes im Freien mit bangem Herzen entgegensah. Aber gerade die Feurigkeit der Tiere machte uns zu sehr guten Reitern. Ich bin wenigstens in den langen Jahren, in denen ich ritt, nie abgeworfen worden, wiewol ich manches wilde Roß zu besteigen hatte

Meine Verliebtheit machte mir den Wiederbeginn des Schuljahres Ende Oktober nicht unwillkommen. Sofort nach meiner Rückkehr nach Speyer machte ich mich daran, einen Plan zu verwirklichen, von dem ich mir einen unwiderstehlichen Eindruck auf den Gegenstand meiner Neigung versprach. Ich kann mich selbst des Lachens nicht erwehren, wie er nun wieder in seiner ganzen Ungereimtheit lebhaft vor mir steht. Ich schmeichelte mir nämlich, daß, wenn ich mich nur als Ritter hoch zu Roß vor der Geliebten zeigen könnte, mein Sieg über ihr Herz vollständig sein würde. So durchsuchte ich denn ganz Speyer nach einem Reitpferde. Aber solcher Luxusartikel war unter der wenig bemittelten Einwohnerschaft schwer zu finden. Ich entdeckte nur eines, und die Benutzung desselben war für mich unerreichbar. Schließlich kam ich aber doch an mein Ziel. Ich hörte, daß ein bekannter Geschäftsmann ein Pferd zu landwirtschaftlichen Zwecken benutzte, das früher unter dem Sattel gebraucht worden war. Ich trat

mit dem Eigentümer in Unterhandlung und überredete ihn schließlich, mich das Tier einmal wöchentlich für zwei Stunden, und zwar unentgeltlich, reiten zu lassen.

Das Roß war in Wirklichkeit nicht mehr und weniger als ein einfacher Ackergaul und zeichnete sich weder durch Schönheit noch durch Beweglichkeit aus. Aber trotzdem fühlte ich mich wie ein Eroberer, wenn ich stolz auf demselben durch die Straßen und an den Fenstern meiner Dame vorbei ritt. Ich war jedenfalls der einzige Gymnasiast, der sich als Reitkünstler produzieren konnte, und als solcher erregte ich immerhin die allgemeine Aufmerksamkeit des städtischen Publikums. Da man den alten Klepper sehr wohl kannte, so war der Eindruck nicht immer der der Bewunderung, im Gegenteil, ich hatte viel vom Gespött meiner Kameraden auszustehen.

Es war den Schülern der beiden Oberklassen gestattet, die Bälle zu besuchen, welche jeden Winter von geschlossenen Gesellschaften gegeben wurden. Der erste Ball ist wol nirgendwo ein so wichtiges Ereignis wie bei der deutschen Jugend. Ich glaube auch, daß demselben von deutschen Mädchen mit nicht größerer Spannung und freudigerer Erregung entgegengesehen wird, als von deutschen Jünglingen. Wenigstens war es so unter meinen Altersgenossen. Wir waren ein Dutzend Kameraden, die mit dem Neujahrsballe in dem Kasino, einem Klub für Beamte und Offiziere, ihren Eintritt in die Gesellschaft machen wollten. Wochen vorher bildete das kommende große Ereignis mit allem, was damit zusammenhing — unsere Toilette, Tanzfähigkeit, das erforderliche Benehmen, die bevorstehenden Bekanntschaften unter der jungen Damenwelt — unsere Hauptunterhaltung. Die meisten von uns und auch ich hatten

über hervortritt. Ich wurde menschenscheu und ging meine eigenen Wege. Besonders gegen gleichaltrige weibliche Gesellschaft fühlte ich einen förmlichen Widerwillen, durch den ich mich geradezu lächerlich machte, und den ich mir selbst und meinen Hausgenossen gegenüber durch den Ausdruck einer souveränen Verachtung für das eitle „Geschwätz unwissender Backfische“ zu beschönigen suchte.

Meine zahlreichen Jugendbekanntschaften in Speyer sicherten mir öftere Einladungen in Gesellschaften von Altersgenossen beider Geschlechter. Meine Stimmung manifestierte sich in denselben durch eine entschiedene Weigerung, Spiele und Tänze mitzumachen. Ich benahm mich wie ein Bär und machte mich in der Tat lächerlich, was ich nur zu klar empfand und was meine Mißstimmung nur verstärkte. Dieselbe wurde natürlich bemerkt und führte bei einer Gelegenheit zu einer mir unvergeßlichen Szene. Ich hatte mich aus einer lustigen, gemischten Gesellschaft in einem nahe befreundeten Hause in ein abgelegenes Zimmer geflüchtet, wo ich mich mit einem Bande Schillers über das eitle Treiben hinwegzusetzen suchte. Plötzlich ging die Thüre auf, und ein halbes Dutzend Mädchen stürzte herein, um den „brummigen“ Sonderling abzufassen und im Triumphe zum Tanze zurückzugeleiten. Sie packten und zogen mich unter Lachen und Scherzen an den Kleidern. Ich war einfältig genug mich zu wehren, eine bitterböse Miene zu machen und, ohne ein Wort fallen zu lassen, mich schließlich in meinem Unmute loszureißen und aus dem Hause zu stürzen. Doch zu Hause angelangt, empfand ich eine solche Scham über meine Aufführung, daß ich Thränen vergoß. Aber doch schien ich im Augenblicke der Untat nicht anders zu können.

In derselben Zeit machte sich auch, wie es ja in den Jahren gewöhnlich der Fall ist, persönliche Eitelkeit in hohem Grade bei mir geltend. Ich hatte solche zwar schon früher empfunden. Selbst als ich noch Gymnasiast in Zweibrücken war, legte ich bereits nicht wenig Gewicht auf mein Aussehen und verwendete große Sorgfalt auf meine Toilette. Aber nun kam auch noch ein starkes geistiges Selbstbewußtsein dazu. Ich maß meine Gaben mit denen anderer und fühlte mich den Besten gleich, wenn nicht dieselben überragend. In dieser Überzeugung wurde ich auch durch den Umstand gar nicht irre gemacht, daß ich in meiner Klasse nur den zweiten Rang einnahm.

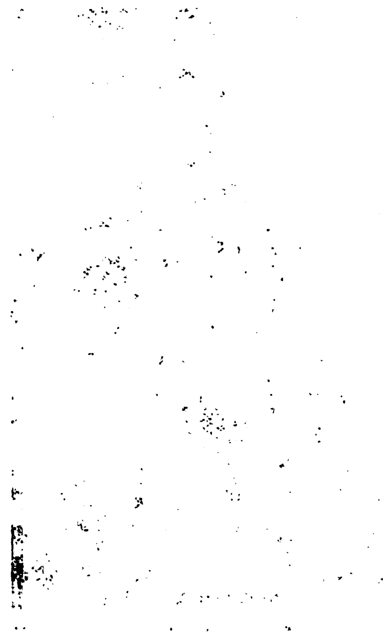
In meiner damaligen Stimmung waren mir die frühen Erzeugnisse Schillers, dessen Dichtung überhaupt von der deutschen Jugend ja stets am wärmsten erfaßt und bewundert wird, sehr sympathisch, und ich las dieselben nicht nur sehr eifrig, sondern lernte die inhaltsreichsten Stellen auswendig und machte meine schriftlichen Glossen dazu. Diese Beschäftigung, die ich insgeheim trieb, war mir, meinem innersten Triebe entsprechend, die befriedigendste. Auch an dem poetischen Spott Heinrich Heines fand ich großen Gefallen. Kurz, ich folgte dem Drange zur Selbstüberschätzung, Weltverbesserung und Weltverachtung, der stets dem deutschen Jünglingsgemüte besonders eigentümlich gewesen ist.

In der Schule zeichnete ich mich, wie gesagt, nicht gerade aus. Ich empfand nicht mehr den stetigen Sporn, den das strenge Anhalten des Lehrers während meines Privatunterrichtes in den alten Sprachen mich hatte fühlen lassen, und meine frühere Lässigkeit im Lateinischen und Griechischen machte sich wieder geltend. Ich tat eben meine Schuldig-

Gange nach ihrer Schule zu begegnen. Ich machte so oft wie möglich Fensterparade an ihrem Hause vorbei, wiewol meine Mühe nur gelegentlich durch ihr zufälliges Erscheinen am Fenster belohnt wurde. Ich verlegte mich auf förmliche Kundschafterei, um zu erforschen, welche Vergnügungsorte sie mit den Ihrigen besuchte. Kurz, ich war so unermüdlich und erfinderisch, wie eben die Liebe im sechszehnten Jahre nur sein kann, und verschwendete sehr viel Zeit und nutzte sehr viel Sohlleder ab, mußte aber doch in die Herbstferien nach Hause gehen, ohne mein Ziel, sie persönlich kennen zu lernen, erreicht zu haben.

Das regelmäßige Einerlei des Gymnasiallebens wurde im Sommer nur durch ein außerordentliches Ereignis unterbrochen. Der Rhein erreichte im Juli, infolge von ungewöhnlichem Schneeschmelzen in den Schweizer Hochalpen, eine solche Höhe, daß der Durchbruch der Dämme, welche die städtische Gemarkung vor Überflutung schützten, zu befürchten war. Die Gefahr war so dringend, daß die unermüdlichsten Anstrengungen an den bedrohten Stellen erforderlich waren. Es wurden daher alle arbeitsfähigen Personen dazu aufgeboten, und auf das Ansuchen der beiden Oberklassen wurde auch ihnen die Erlaubnis zur Mithülfe gewährt. Wir leisteten darauf drei Tage und Nächte lang mit voller Lust unser Bestes und waren nicht wenig stolz, als uns eine offizielle Belobung seitens der Regierung zuteil wurde.

Die großen Ferien verbrachte ich ununterbrochen im elterlichen Hause. Die Eltern wünschten soviel wie möglich von dem einzigen Sohne zu haben, und auch ich fühlte das Bedürfnis nach traulichem Umgange mit ihnen. Die



[illegible]



[illegible]



[illegible]

[illegible] Schule zu [illegible]. Ich machte so [illegible] Fensterparade an ihrem Hause vorbei, [illegible] nur gelegentlich durch ihr [illegible] Kanter [illegible] wurde. Ich [illegible] Knabenhafterei, um zu [illegible] mit den Jungen [illegible] vermutlich und erfinderisch, wie [illegible] Jahre nur sein kann [illegible] Zeit und mußte sehr viel [illegible] in die Herbstferien nach Hause [illegible] kennen zu lernen, [illegible]

[illegible] Einerlei des [illegible]lebens [illegible] ein außerordentliches Ereignis [illegible] erreichte im Juli, infolge von [illegible] in den Schweizer Hochalpen [illegible] der Durch[illegible] der [illegible], welche [illegible] vor Überflutung [illegible] Die Gefahr war so dringend, daß [illegible] Truppen an den bedrohten St[illegible]. Es wurden daher alle arbeitsfähigen [illegible] aufgeboten, und auf das [illegible] der [illegible] auch ihnen die Erlaubnis zur [illegible] leisteten darauf drei Tage und [illegible] unser Bestes und [illegible] nicht wenig [illegible] Belobung seitens der Regie-

[illegible] verbrachte ich nunmehr [illegible] Die Eltern wünschten so [illegible] wie mög[illegible] Sohne zu haben, und [illegible] ich fühlte [illegible] nach häuslichem Umgange mit [illegible]



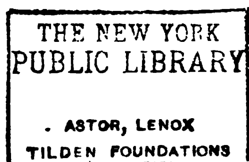
Anna Popp, geb. Hilgard.



„Tante Hannchen“ Pfeiffer.



Emma v. Xylander, geb. Hilgard.



früheren Mißtöne zwischen uns waren ganz geschwunden, und die Harmonie tat unsern Herzen wohl. Meine Schwester Anna kehrte fast gleichzeitig nach einjähriger Abwesenheit aus dem Institute von Montmirail zurück, wo nach dem herrschenden deutschen Gebrauche ihre eigentliche Erziehung abgeschlossen worden war. Sie war wenig über siebzehn Jahre alt, wurde aber als reif für das gesellschaftliche Leben betrachtet. Sie war eine hübsche, frische, niedliche Erscheinung, von feinem Wuchse, mit zierlichem Kopfe, dunkelbraunem Haare und seelenvollen, großen blaugrauen Augen und kleinen Händen und Füßen. Sie hatte einen sehr offenherzigen Ausdruck, in dem sich ihr zartes, wahrheitsvolles, etwas schwärmerisches Gemüt wiederspiegelte. Unter den Herrnhutern hatte sich ein reiner religiöser Sinn in ihr entwickelt, der ihrem ganzen Wesen einen frommen Charakter gab. Wir fühlten die warme, volle Liebe für sie, die sie verdiente und der sie bedürftig war. Schwester Emma bereitete sich zum Abgange nach Kreuznach vor, wo sie auch auf ein Jahr in ein von entfernten Verwandten geleitetes Mädchen-Institut eintreten sollte. Sie war immer noch das zarte, kränkliche, der Mutter besonders ans Herz gewachsene Kind, das noch nie längere Zeit allein von Hause fort gewesen war. Sie, wie die Eltern und Geschwister sahen daher der bevorstehenden Trennung gerade nicht mit leichtem Herzen entgegen.

Während der Ferien erfüllte sich ein eifriger Wunsch von mir. Ich erlernte die edle Reitkunst. In Zweibrücken befand sich das Landesgestüt mit zahlreichen Vollblutpferden, die auf das feinste zugeritten waren. Der Oberbereiter erteilte Unterricht. Unsere Klasse bestand aus Rechts-

kandidaten, Universitätsstudenten und Gymnasiasten. Unter den ersteren befand sich Richard Popp, der mein Schwager zu werden bestimmt war, und den ich dabei näher kennen lernte. Uns Anfängern war es zuerst auf den feurigen Hengsten gar nicht behaglich zu Mute, wiewol wir in den ersten Wochen nur in der Reitschule ritten. Viele komische Szenen, die der Furchtsamkeit entsprangen, kamen dabei vor. Ich muß gestehen, daß auch ich unserem ersten Wagnis eines Rittes im Freien mit bangem Herzen entgegensah. Aber gerade die Feurigkeit der Tiere machte uns zu sehr guten Reitern. Ich bin wenigstens in den langen Jahren, in denen ich ritt, nie abgeworfen worden, wiewol ich manches wilde Roß zu besteigen hatte

Meine Verliebtheit machte mir den Wiederbeginn des Schuljahres Ende Oktober nicht unwillkommen. Sofort nach meiner Rückkehr nach Speyer machte ich mich daran, einen Plan zu verwirklichen, von dem ich mir einen unwiderstehlichen Eindruck auf den Gegenstand meiner Neigung versprach. Ich kann mich selbst des Lachens nicht erwehren, wie er nun wieder in seiner ganzen Ungereimtheit lebhaft vor mir steht. Ich schmeichelte mir nämlich, daß, wenn ich mich nur als Ritter hoch zu Roß vor der Geliebten zeigen könnte, mein Sieg über ihr Herz vollständig sein würde. So durchsuchte ich denn ganz Speyer nach einem Reitpferde. Aber solcher Luxusartikel war unter der wenig bemittelten Einwohnerschaft schwer zu finden. Ich entdeckte nur eines, und die Benutzung desselben war für mich unerreichbar. Schließlich kam ich aber doch an mein Ziel. Ich hörte, daß ein bekannter Geschäftsmann ein Pferd zu landwirtschaftlichen Zwecken benutzte, das früher unter dem Sattel gebraucht worden war. Ich trat

mit dem Eigentümer in Unterhandlung und überredete ihn schließlich, mich das Tier einmal wöchentlich für zwei Stunden, und zwar unentgeltlich, reiten zu lassen.

Das Roß war in Wirklichkeit nicht mehr und weniger als ein einfacher Ackergaul und zeichnete sich weder durch Schönheit noch durch Beweglichkeit aus. Aber trotzdem fühlte ich mich wie ein Eroberer, wenn ich stolz auf demselben durch die Straßen und an den Fenstern meiner Dame vorbei ritt. Ich war jedenfalls der einzige Gymnasiast, der sich als Reitkünstler produzieren konnte, und als solcher erregte ich immerhin die allgemeine Aufmerksamkeit des städtischen Publikums. Da man den alten Klepper sehr wohl kannte, so war der Eindruck nicht immer der der Bewunderung, im Gegenteil, ich hatte viel vom Gespött meiner Kameraden auszustehen.

Es war den Schülern der beiden Oberklassen gestattet, die Bälle zu besuchen, welche jeden Winter von geschlossenen Gesellschaften gegeben wurden. Der erste Ball ist wol nirgendwo ein so wichtiges Ereignis wie bei der deutschen Jugend. Ich glaube auch, daß demselben von deutschen Mädchen mit nicht größerer Spannung und freudigerer Erregung entgegengesehen wird, als von deutschen Jünglingen. Wenigstens war es so unter meinen Altersgenossen. Wir waren ein Dutzend Kameraden, die mit dem Neujahrsballe in dem Kasino, einem Klub für Beamte und Offiziere, ihren Eintritt in die Gesellschaft machen wollten. Wochen vorher bildete das kommende große Ereignis mit allem, was damit zusammenhing — unsere Toilette, Tanzfähigkeit, das erforderliche Benehmen, die bevorstehenden Bekanntschaften unter der jungen Damenwelt — unsere Hauptunterhaltung. Die meisten von uns und auch ich hatten

die Marter längerer Ungewißheit über die Frage auszuhalten, ob uns die Eltern die Anschaffung des unumgänglichen Frackes mit Zubehör gestatten würden. Für mich brachte der Weihnachtsabend die Lösung derselben, indem das Ersehnte mein Hauptgeschenk bildete.

Das Fest begann um acht Uhr am Sylvesterabend und dauerte nach gutem vaterländischem Brauche bis gegen vier Uhr Morgens. Einmal über die ersten verlegenen Momente des Vorstellens und Engagierens hinaus, fühlten wir Gymnasiasten uns ganz zu Hause und tanzten wie besessen die ganze Nacht hindurch mit gleichaltrigen Schönen. Solche Erlebnisse machen ja immer einen tiefen Eindruck auf jugendliche Herzen, und ich erinnere mich bis zu dieser Stunde genau der Namen und der persönlichen Erscheinung meiner Tänzerinnen.

Die gesellschaftlichen Zerstreuungen, denen ich eifrig huldigte, taten indessen meinen Studien keinen Abbruch. Unser Klassenlehrer war Professor Pleitner, der mir seiner Zeit Privatunterricht im Lateinischen und Griechischen erteilt hatte. Wiewol etwas pedantisch und gespreizt, war er ein ausgezeichneter Philologe und lehrte in sehr anziehender Weise. Ich fühlte mich zu größerer Anstrengung als im vorhergehenden Jahre angespornt und leistete auch mehr, obwohl ich mir bewußt war, daß es mir selbst bei den stärksten Bemühungen kaum gelingen könnte, mich in den alten Sprachen besonders auszuzeichnen. Ich warf mich daher mit aller Kraft auf das Deutsche und machte auf eigene Faust tägliche Stilübungen. Wie vollbelohnt und stolz fühlte ich mich aber auch, als mein Aufsatz bei dem ersten deutschen pro loco von dem Ordinarius als der beste bezeichnet, zur besonderen Auszeichnung vorgelesen und

im einzelnen belobt wurde. Darf ich's gestehen? Ich sah mich sofort als künftigen berühmten deutschen Schriftsteller. Sicherlich verspürte ich die Kraft in mir, mich mit der Feder auszeichnen zu können, und die Zukunft zeigte ja auch, daß ich mich in diesem Gefühl nicht ganz getäuscht hatte. Dasselbe wurde auch von nun ab eine Haupttriebfeder in meinem ganzen Streben.

Als Verehrer des jüngeren, schönen Geschlechtes und als Balleifriger wurde ich mit einem gewissen Friedrich Recht bekannt, der mir ein Jahr als Lyceist und dem Alter nach beinahe drei Jahre voraus war. Er hatte weder äußerlich noch innerlich besondere Vorzüge, außer bedeutendem musikalischem Talente, das er von seinem Vater, einem Musiklehrer in Landau, ererbt hatte. Er war aber liebenswürdig, stets nett gekleidet und besaß feine Umgangsformen. Er hatte etwas Weibliches in seinem Wesen, woraus man die Beliebtheit erklärte, die er bei allen jungen Damen genoß. Obgleich er durchaus nicht meinem männlichen Ideale entsprach, schloß ich mich ihm für längere Zeit enge an. Ich kann mit gutem Gewissen behaupten, daß mein Motiv hierbei nicht allein die Ausnutzung seiner gesellschaftlichen Vorteile war. Ich folgte nur einer vorübergehenden, kaum erklärbaren Laune, indem ich ihn zu meinem vertrauten Freunde machte. Wir waren monatelang unzertrennlich. Er führte mich bei allen seinen Bekannten ein, und ich teilte bald die ihm von der jungen Damenwelt erwiesene Gunst. Ich gewann auch wirklich bei einigen Familien Zutritt, und er ward mir so unentbehrlich, daß ich ihn während der Osterferien auf Besuch mit nach Zweibrücken nahm. Weder die Speyerer Verwandten noch meine Eltern und Schwester noch meine

anderen Freunde konnten sich meine Schwärmerei für ihn erklären. Auch trat die Abkühlung ihm gegenüber während des Sommers ein. Infolge von Enthüllungen über seinen moralischen Charakter erhielten meine Gefühle für ihn einen tödlichen Stoß und verwandelten sich in förmliche Abneigung. Ich glaube, daß ähnliche Erfahrungen im Jünglingsalter oft gemacht werden.

Mein Verhältnis zu einem anderen Lyceisten Namens Jakob Fensterer möchte ich ebenfalls erwähnen. Er war der Sohn eines armen pfälzischen Bauern, mit außerordentlichem und vielseitigem Talente begabt und von eisernem Fleiße und unermüdlicher Ausdauer, wodurch es ihm gelang, vermittelst Stipendien und durch Erteilung von Privatstunden unter Not und Entbehrung seinen schweren Weg durch das Gymnasium zu machen. Ich lernte ihn zufällig kennen und fühlte mich trotz seines plumpen, häßlichen Äußeren durch seine Belesenheit und seinen Geist und Humor sehr angezogen. Ich machte oft lange Spaziergänge mit ihm, auf denen er mir Produkte seiner Feder in Gestalt von Gedichten und Aufsätzen über abstrakte Gegenstände vorlas. Bezeichnend für mich dürfte sein, daß ich in dieser Richtung nie Gleiches mit Gleichem vergalt, sondern ihm jede Kenntnis meines eigenen schriftlichen Schaffens vorenthielt. Er zeigte mir große Anhänglichkeit, die er aber öfters in mir durchaus nicht angenehmer, ungeschminkter Schmeichelei bewies.

Im Laufe des Frühjahres brach plötzlich ein bedeutendes Feuer in der Nähe des Gymnasialgebäudes aus. Der Unterricht wurde unterbrochen, und wir Primaner eilten auf die Brandstätte, die wir vor der Feuerwehr erreichten. Wir machten uns sofort an die Rettungsarbeit und

halfen den Bewohnern der brennenden Häuser sich selbst wie auch ihre Habe bergen. Ich arbeitete dabei wohl so rüstig wie einer, aber Gefahr lief ich kaum, wiewohl meine Kleider etwas versengt wurden. Fensterer aber fand sich berufen, meine Leistungen bei dieser Gelegenheit in ganz besonderer Weise zu verherrlichen. Die nächste halbwöchentliche Nummer des Lokalblattes brachte ein mehrstrophiges Gedicht von ihm, in dem meine Heldentaten bei der Feuersbrunst in übertriebener Weise und schwülstiger Form beschrieben wurden. Das Schlimmste dabei war, daß das Gedicht ein Akrostichon auf meinen Namen bildete und nur zu deutliche Anspielungen auf meine Liebschaft enthielt. Wie konnte solcher Tapferkeit und Selbstverleugnung gegenüber die Spröde, so wurde in der Auslassung gefragt, meinem Werben noch länger widerstehen? Die ganze Stadt lachte natürlich zu der Geschichte, und ich war so wütend auf den Verfasser, daß ich ihn fast durchgeprügelt hätte. Erst nach langer Buße wurde er wieder in Gnaden angenommen.

Der Zauber, den das studentische Verbindungswesen von jeher auf Gymnasiastengemüter geübt hat, ist allbekannt. Farbige Mützen und Bänder zu tragen, ein stolzer Bursche zu werden, bildete für die meisten von uns einen unserer höchsten Wünsche. Wie beneideten wir nicht die solche Auszeichnungen tragenden Universitätsstudenten, die wir von Zeit zu Zeit zu Gesicht bekamen, und besonders die flotten Heidelberger Corpsstudenten, die öfters Ausflüge nach Speyer machten. Wie geehrt fühlten wir uns nicht, wenn sich Gelegenheit bot, mit diesen höheren Wesen in persönliche Berührung zu kommen. Es gab daher auch wenige süddeutsche Gymnasien in jener Zeit, in denen nicht, trotz

der bestehenden strengen Verbote, Nachäffereien der Universitätsverbindungen von den Schülern versucht worden wären. Dies war auch in Speyer der Fall, da die Versuche hier in dem Bestehen des Lyceums, dessen Besucher Universitätsvorrechte hatten, eine Stütze fanden. Lyceisten bildeten die öffentlichen Vertreter eines „Cheruskia“ genannten Corps, zu dem regelmäßig, aber natürlich insgeheim, Schüler der beiden Oberklassen geworben wurden. Die Versuchung trat auch an mich und meine näheren Kameraden im ersten wie im zweiten Jahre heran. Aber ich widerstand glücklicherweise. Denn die „geheimen Corpsbrüder“ wurden entdeckt und summarisch von der Anstalt entlassen.

Immerhin hatte die Versuchung verschiedene unangenehme Folgen für mich, die wol erzählenswert sind. Eine Beamtenwitwe Namens Budenschön hielt ein Kost- und Logierhaus für Gymnasiasten, das immer voll besetzt war, da die Hauswirtin die jungen Mietsherren ganz nach Gutdünken schalten und walten ließ, ohne sie je im geringsten mit Hausregeln zu belästigen. Im Hause Budenschön herrschte in der Tat die vollkommenste Ungebundenheit — man hätte es auch Zügellosigkeit nennen können. Als Gegenleistung hierfür begnügte sich die Vermieterin mit dem geringsten Maße von Ordnung und Reinlichkeit im Hauswesen. Mit anderen Worten, eine schmutzigere Wirtschaft konnte man sich kaum denken. Es wurde geraucht, gezecht und gespielt, und dort war auch die Hauptwerbestelle für die „Cheruskia“. Ich wurde zu den Gelagen aufgefordert und wohnte einmal einem solchen bei. Nun habe ich geistige Getränke nie vertragen können, und das Resultat war daher, daß ich das Haus berauscht

verließ. Ich wurde Stunden darauf schlafend im alten Stadtgraben am entgegengesetzten Ende der Stadt gefunden. Wie ich an die Stelle kam, ist mir nie klar geworden. Ich wurde von einem vorübergehenden Zimmermann entdeckt und in sein nahegelegenes Haus gebracht, wo ich nach mehreren Stunden spät abends mit sehr schwerem Kopfe und rebellischem Magen erwachte. Ich reinigte mich so gut wie möglich von dem Schmutze, mit dem ich über und über bedeckt war, und schlich mit einem entsetzlichen moralischen und physischen Katzenjammer nach Hause. Ich spürte die Folgen des Exzesses noch mehrere Tage. Ich hatte dies häßliche Abenteuer ganz vergessen, als mir dasselbe zufällig nach dreißig Jahren wieder ins Gedächtnis gerufen wurde. Als ich nämlich im Jahre 1882 einem Freunde in Speyer eine gewisse Summe zur Verteilung an dortige Bedürftige zur Disposition stellte, meldete sich auch die Witwe des erwähnten Zimmermanns zur Berücksichtigung, und zwar auf Grund meiner damaligen „Rettung“. Natürlich wurde ihr Anspruch anerkannt.

Ich ließ mich dazu überreden, eines Abends einer Kneiperei von Cheruskiern beizuwohnen. Wir waren kaum eine Viertelstunde zusammengesessen, als der Wirt hereinstürzte und verkündigte, daß der gefürchtete Vertreter der strafenden Gymnasialjustiz, der Anstaltspedell, im Begriffe sei, das Wirtshaus nach Schülern zu durchsuchen. Die Treppe hinunter zu entwischen war zu gefährlich, und so sperrten wir die Thüre ab und machten uns daran, durch die Fenster die Straße zu gewinnen. Einer nach dem anderen wurde aus der Höhe von ungefähr vierzehn Fuß vermittelst Benutzung unserer Überröcke herabgelassen, und alle gelangten glücklich hinunter bis auf mich. Freiwillig

ein allzu kühnes Unterfangen in dem Plane, und er wurde nicht durchgeführt.

Der Ball aber kam zu stande. Ich plante alles und spielte auch die Hauptrolle bei der Durchführung. Zuerst machten wir beim Vorstande unsern Besuch und baten um die unentgeltliche Benutzung des Tanzsaales der Kasinogesellschaft, die uns auch gewährt wurde. Dann wurden Einladungskarten entworfen und gedruckt. Wir begnügten uns indessen nicht damit, sondern auf meine Anregung erbaten wir uns durch persönliche Aufwartung die Gegenwart der Spitzen der Beamtenwelt, der Garnison, der Gymnasiallehrer und sonstiger Honoratioren. Ebenso ließen wir es uns natürlich nicht nehmen, auch die uns näher stehenden jungen Damen persönlich einzuladen. Wir traten hierbei solenn im Gesellschaftsanzuge mit weißer Weste und weißen Handschuhen auf. Wir schmeichelten uns selbstverständlich, daß wir durch diese Prozedur dem städtischen Publikum sehr imponierten. In Wahrheit aber lächelte alles, was über unser Alter hinaus war, über unser selbstbewußtes Gebahren. Dagegen erfreuten wir uns des ungeteilten Beifalles der Altersgenossen beider Geschlechter. Ich besonders stieg sehr hoch in der Gunst aller eingeladenen Damen und fühlte mich wie ein Triumphator, wenn ich, durch die Straßen stolzierend, freundlichen Tribut aus blitzenden Augen und von lächelnden, schönen Lippen empfing. Jedenfalls stand unser Unternehmen einzig und allein in den Annalen des Gymnasiums da.

Daß alles dieses meiner Vorbereitung für die mündliche und schriftliche Prüfung nicht förderlich war, der wir uns im August während einer ganzen Woche zu unterwerfen

hatten, kann man sich denken. Aber ich kann mit gutem Gewissen behaupten, daß ich meine Pflicht tat und während der letzten Monate fleißig arbeitete. Mein Ehrgeiz war sogar soweit erwacht, daß es mir ein empfindlicher Gedanke wurde, infolge meiner Unzulänglichkeit in den alten Sprachen im voraus auf die erste Prüfungsnote verzichten zu müssen. Die zweite Note war mir bei meiner größeren Leistungsfähigkeit in den neueren Sprachen und in der Mathematik ganz sicher, und ich erhielt sie auch. Ich war, wie gesagt, selbst nicht mit mir zufrieden, mußte mich aber eben in das Ergebnis finden.

Der Ball fand im August statt. Er war viel weniger stark besucht, als wir in unserer Eitelkeit erwartet hatten. Aber die uns befreundete Damenwelt war vollzählig vertreten und hatte in Bezug auf Toilette ihr möglichstes zur Verherrlichung des Festes gethan. Ich entsinne mich noch heute der Farben, in denen meine Tänzerinnen prangten. So wildlustig habe ich seitdem nie wieder getanzt. Von acht Uhr abends bis vier Uhr morgens wurde aufgespielt. Der Cotillon dauerte anderthalb Stunden.

Leider feierten wir unseren Abschied vom Gymnasium nicht allein mit so unschuldigen Vergnügen. Es war Gebrauch, daß die scheidende Klasse sich zum letzten Male bei einem Trinkgelage vereinigte. Die feierliche Verteilung der Abgangszeugnisse nach der Abschiedsrede des Rektors an uns fand in der Aula des Gymnasiums gleichzeitig mit der jährlichen Preisverteilung an alle Klassen und in Gegenwart des städtischen Publikums statt, unter welch letzterem, wie man sich denken kann, unsere jungen Freundinnen zahlreich vertreten waren. Unser Abschiedskommers fand am

Abende desselben Tages statt. Wir saßen bis lange nach Mitternacht beisammen, und einige von uns trieben sich dann in sehr angeheitertem Zustande bis zu Tagesanbruch in den Straßen und in der Umgebung der Stadt herum. In unserer Aufregung trieben wir allerlei Unfug, wie Einwerfen von Fenstern und Laternen, Niederbrechen von Gartenzäunen u. s. w., was üble Folgen für uns haben sollte.

Am zweiten Tage nach diesem nächtlichen Abenteuer, einem Sonntag, besuchte ich einer Verabredung gemäß Neustadt, um mit dortigen Kameraden zwei Kirchweihfeste in der Nachbarschaft mitzumachen. Am Nachmittage gingen wir zuerst nach dem Dorfe Winzingen, wo in allen Wirtshäusern Tanzbelustigungen stattfanden. Wir gingen zu der, an welcher die Neustadter Honoratioren sich beteiligten. Dort fanden wir eine Anzahl junger Damen, die meinen Kameraden bekannt waren, und wirbelten bald mit denselben im Saale herum. Unter unseren Tänzerinnen befanden sich zwei Schwestern, die sich durch frische Schönheit auszeichneten und die im Jahre 1849 durch ihre unverhohlen zur Schau getragene Neigung zum politischen Radikalismus eine gewisse Berühmtheit in der ganzen Provinz erlangt und während des Aufstandes öfters bei öffentlichen Festen die Rolle von Freiheitsgöttinnen gespielt hatten. Begierig, dieselben kennen zu lernen. widmete ich ihnen besondere Aufmerksamkeit. Ihre etwas freie, emanzipierte Art stieß mich aber entschieden ab. Gegen Abend brachen wir auf und fuhren auf der Bahn nach dem zwei Stunden entfernten Städtchen Edenkoben, um dem dortigen Kirchweihball beizuwohnen, der in einem wohlbekannten besseren Gasthofe stattfand. Auch hier waren wir bald

mit Tänzerinnen versorgt und machten flott mit, als ob wir nicht bereits eine tüchtige Leistung hinter uns hätten.

Das Vergnügen sollte ein schlimmes Ende nehmen. Einer von uns hatte dem pfälzischen Rebensaft zu sehr zugesprochen und machte in seiner gehobenen Laune den Damen in etwas zudringlicher Weise den Hof. Von den männlichen Beschützern derselben zurechtgewiesen, ließ er sich in seiner Erhitzung in herausfordernder und beleidigender Weise den Philistern gegenüber aus. Als ihm darauf in gleicher Münze bezahlt wurde, forderte er — er war Bursche der „Cheruskia" und trug deren Farben — den Betreffenden dem studentischen Comment gemäß durch einen „dummen Jungen". Der Geforderte lachte ihn einfach aus. Darauf applizierte ihm unser Freund eine Ohrfeige. Sofort entstand ein Handgemenge zwischen ihnen. Wir eilten dem Kameraden zu Hülfe, und andere „Philister" traten für ihren Mann ein. In wenigen Minuten hatte sich eine förmliche Prügelei entwickelt. Der Wirt schritt mit der Polizei ein, und, da wir im Unrechte und der Zahl nach schwach waren, so wurden wir binnen kurzem an die freie Luft gesetzt. Sehr gedemütigt wandelten wir zu Fuß nach Neustadt zurück. Die Nachtluft erhellte unsere Köpfe, und ehe wir unser Ziel erreichten, waren wir alle uns sehr wohl bewußt, daß wir einen dummen Streich begangen hatten.

In Speyer erwartete mich bei meiner Rückkehr eine peinliche Überraschung. Ich fand Großmutter und Tante in höchster Aufregung. Sie überschütteten mich mit Vorwürfen und überreichten mir zur Erklärung derselben eine Vorladung vor die Polizeibehörde wegen „nächtlichen Unfuges", d. h. unserer Übeltaten in der Kommersnacht.

Mich überfiel kein gelinder Schreck. Stumm ließ ich die Strafpredigt über mich ergehen, zog mich in mein Zimmer zurück und überließ mich den mannigfachen Empfindungen eines gründlichen moralischen Katzenjammers. Nach dieser Selbstbetrachtung machte ich mich auf, um den mitbeteiligten Kameraden den Schicksalsschlag mitzuteilen und zu hören, ob auch sie von demselben betroffen waren. Ich fand, daß noch zwei andere vorgeladen waren, und zwar die bereits früher genannten Hilger und Gemainer. Wir drei sammelten alle unsere Mitschuldigen um uns, denen es auch nicht sehr behaglich zu Mute war. Wir beschlossen einmütig, uns auf das Leugnen zu verlegen. Als wir daher am folgenden Morgen einzeln vernommen wurden, stellten Hilger und ich alles in Abrede und ließen uns auch nicht durch Drohungen des vernehmenden Polizeikommissärs davon abbringen. Aber Gemainer ließ sich einschüchtern und machte ein Geständnis. Das Ende war, daß er mit einer leichten Geldstrafe davonkam, während wir beiden anderen zu einem Tage Arrest im städtischen Gefängnisse bei Wasser und Brot verurteilt wurden.

Wir verließen den Tempel der Gerechtigkeit in unbeschreiblicher Stimmung. Ich war mir über die Wirkung der Strafe nicht klar, glaubte aber, der Arrest würde mich fürs Leben entehren. In meiner tiefen Beschämung kam mir damals zum ersten Male der Gedanke einer Flucht nach Amerika, um der vermeintlichen Schmach zu entgehen. In meiner Niedergeschlagenheit war es mir kein geringer Trost zu entdecken, daß die Einwohnerschaft viel mehr geneigt war, die Geschichte als einen originellen Studentenspaß zu betrachten und darüber zu lachen, statt auf uns als Ge-

ächtete herabzusehen. Auch hob es unsere gedrückten Gemüter nicht wenig, als wir fanden, daß unsere Freundinnen uns die unbedingtesten Sympathien entgegenbrachten, uns wie Märtyrer ansahen und den uns verdammenden Commissarius als ein Scheusal von Ungerechtigkeit betrachteten. Wir hielten es fürs beste, unsere Strafe sofort abzusitzen. Unsere Kameraden begleiteten uns nach dem Arresthause und holten uns nach Ablauf der vierundzwanzig Stunden wieder ab. Wir waren einzeln eingesperrt, durften uns aber durch Lesen die Zeit vertreiben. Das Strohlager war gerade nicht das weichste, aber wir genossen doch unseren gewöhnlichen gesunden Schlaf. Da der Gefängniswärter ein Auge zudrückte, so halfen uns eingeschmuggelte Vorräte über den Hungerteil der Strafe hinweg.

Ich brauche wol kaum zu sagen, daß die Folgen meines Übermutes und Leichtsinnes mir nicht nur die freudigen Gefühle vollständig verdarben, mit denen ich sonst als freier Absolvent in das Elternhaus zurückgekehrt wäre, sondern mich mit Bangen dem Wiederbetreten desselben entgegensehen ließen. Denn einesteils wußten natürlich die Eltern von meinem Konflikte mit den Behörden und anderenteils spannte mich die Erwartung von Stunde zu Stunde auf die Folter, daß ich auch wegen unseres Treibens in Edenkoben von der Obrigkeit belangt werden würde. Glücklicherweise bestätigte sich diese Befürchtung in der Folge nicht. Mein Empfang in Zweibrücken war übrigens kein so schlimmer, als ich erwartet hatte. Der Vater hielt mir zwar eine sehr scharfe Strafrede, in der er mir auch die „Schmach" einer Polizeistrafe vorhielt und mir unerbittliche Strenge in Aussicht stellte, falls ich mich ähnlicher Streiche wieder schuldig machen sollte. Aber ich kam doch mit dieser

einen Lektion davon, und er schien mir das Vergehen nicht weiter nachzutragen. Die gute Mutter war geneigt, sich mehr über die Triumphe als maître de plaisir bei der Veranstaltung des Balles und überhaupt über meine gesellschaftlichen Erfolge zu freuen, als über meine Fehltritte zu ärgern. Sie schämte sich augenscheinlich nicht des Sohnes, sondern war vielmehr stolz auf ihn, was sie bewies, indem sie mich überall in Bekanntenkreisen als gesellschaftsreif einführte.

Wie gewöhnlich ging es im September sehr lebhaft in der Zweibrücker Gesellschaft zu. Mehrmals wöchentlich traf sich die junge Welt entweder in städtischen Häusern oder auf verabredeten Ausflügen in die Umgebung. Die Ziele der letzteren waren die bereits genannte Fasanerie, der Birkhäuser Wald, das Lilier'sche Besitztum, der sogenannte gute Brunnen, der Sandhof, die Wolfsschlucht, der Rosenhof, das Ernstweiler Thal und die Kirchweihfeste in Ixheim und Bubenhausen. Der Damenflor war zahlreich, das männliche Geschlecht bestand aus jüngeren Offizieren, Rechtskandidaten und Studenten. Zur Unterhaltung dienten Gesellschaftsspiele und Tanzen. Wiewol der jüngste, spielte ich doch keine geringe Rolle. Meine Schwester Emma war noch im Institute, aber Anna war immer mit Mutter und mir dabei. Bei diesen Gelegenheiten wurde ich zum ersten Male auf die augenscheinlichen Bemühungen meines späteren Schwagers Richard Popp um Anna's Gunst aufmerksam. Er war eine sehr einnehmende Erscheinung, groß und schlank, mit feinen Zügen, dunkler Gesichtsfarbe, üppigem, gelocktem schwarzem Haare, glänzenden schwarzen Augen, kühnem Schnurr- und Knebelbart und sehr liebenswürdigen Manieren und besonders

gewandt und witzig in der Unterhaltung. Es war mir bald klar, daß seine Aufmerksamkeiten, die schon vor längerer Zeit begonnen hatten, von meiner Schwester gerne gesehen wurden. Die Mutter bestätigte mir, daß Popp ernste Absichten zu haben schien. Er war ihr offenbar als Bewerber auch ganz willkommen. Persönlich und durch seine Familienbeziehungen — er gehörte einer angesehenen Beamtenfamilie an — war er auch in Wirklichkeit ein sehr annehmbarer Freier. Die Anhänglichkeit an meine Schwester ließ mich zuerst eine gewisse Eifersucht und als Wirkung derselben Eingenommenheit gegen ihn empfinden. Auch mein Vater war der Verbindung zuerst abgeneigt, und zwar hauptsächlich mit Rücksicht auf die lange Zeit, die vergehen mußte, ehe der Bewerber, der Justizaspirant war, ein „Weib und Kind“ nährendes Amt zu erlangen hoffen konnte. Die acht bis zwölf Jahre langen Verlobungen, die zwischen Rechtskandidaten und Beamtentöchtern häufig vorkamen, waren ihm zuwider. Er hatte auch vollkommen recht, denn es war wirklich betrübend und entmutigend zu sehen, wie diese langjährigen Bräute verblühten, ehe sie in den Ehestand treten konnten.

Schon im vorausgegangenen Jahre und in den letzten Osterferien war die Frage wiederholt zwischen den Eltern und mir erörtert worden, welchen Beruf ich mir wählen sollte. Sie waren bereit, mir vollständig freie Hand zu lassen, aber ich fühlte leider weder eine besondere Neigung noch Begabung für eines der sogenannten „Brotstudien“, denen Söhne des Standes, dem ich angehörte, sich zu widmen gewohnt waren, sodaß die Frage ungelöst geblieben war. Jetzt bei meinem bevorstehenden Übertritt auf eine Hochschule mußte es aber zur Entscheidung kommen,

da die Wahl der Universität sowie meine ganze Weiterbildung von derselben abhing. So gab es denn fortwährende Besprechungen des wichtigen Gegenstandes zwischen uns. Ich hatte im Stillen die Hoffnung genährt, daß es mir möglich sein würde, mich den schönen Wissenschaften — der Litteratur und Kunst — hinzugeben, für deren Pflege ich nicht nur das richtige Verständnis, sondern auch mehr als gewöhnliche Anlage zu besitzen meinte. Ich glaubte nämlich, mein Vater sei vermögend genug — die ganze Lebensweise unserer Familie rechtfertigte auch die Annahme — um mir den Unterhalt zu gewähren, bis ich mir nach vollendeten Studien durch eigene geistige Leistungen pekuniäre Unabhängigkeit gesichert hätte. Bei der ersten Andeutung dieser Wünsche erklärte er mir kurz und bündig, daß sein Vermögen nicht groß genug sei, um selbst bei ungerechter Zurücksetzung meiner Schwestern seinen Sohn einen „Schöngeist", wie er es nannte, werden lassen zu können. Übrigens glaube er auch überhaupt nicht an „Schöngeisterei". Sein Wunsch sei, und es sei auch für mich das beste, daß ich mich zu einem Berufe entschlösse, der ihn sobald wie möglich unter den gegebenen Verhältnissen von der Fürsorge für mich und mich selbst von der Abhängigkeit von ihm befreite. Was konnte ich in meinem Alter und in Ermanglung jedes eigentlichen Beweises besonderer litterarischer Begabung erwidern? Ich ließ daher den Gegenstand sofort ganz fallen.

Nun wurden von den „Brotstudien" wieder eines nach dem andern in Betracht gezogen. Gegen sein eigenes juristisches Fach äußerte sich der Vater sehr entschieden, wobei die bereits erwähnte langjährige Anwartschaft auf

eine Staatsanstellung sein Hauptargument bildete. Ich selbst konnte der Juristerei, so weit ich sie kannte, keinen Geschmack abgewinnen, und die gehegten Hoffnungen auf rasche Erfolge im Leben, die mich zu meinem eigenen Herrn machen würden, ließen mich auch von der Aussicht zurückschrecken, bis zu meinem dreißigsten Jahre als Anwärter das Pflaster von Zweibrücken zu treten. Vor der Medizin hatte ich einen förmlichen Widerwillen. Wie so vielen anderen, war mir der Gedanke peinlich, fortwährend mit den körperlichen Leiden der Menschen in Berührung zu kommen.

Von der Theologie wollten die Eltern ebensowenig wie ich etwas wissen. Gegen die Gottesgelahrtheit herrschte zu meiner Zeit unter allen aufgeweckten Köpfen, ganz abgesehen von der herrschenden Gleichgültigkeit der Kirche gegenüber, ein großes Vorurteil infolge der Tatsache, daß sich der Regel nach ihr nur junge Leute widmeten, die entweder aus Armut Rücksicht auf die frühere Anstellung der Theologen nehmen mußten, oder deren geistige Beschränktheit sie dem Fache zutrieb, für das, wie früher in Süddeutschland für das Postwesen und den Militärdienst, die geringsten Anforderungen von Fähigkeit gestellt wurden. Für den Gelehrtenstand fehlte es mir augenscheinlich an Gründlichkeit, Geduld und Geschmack.

Schließlich wurde meine Ausbildung zum Techniker besprochen. In Deutschland machten sich damals die ersten Anzeichen des großen industriellen Aufschwunges geltend, der in den folgenden Jahrzehnten zur vollen Entfaltung kommen sollte. Mehrere Fälle lagen vor von Söhnen uns bekannter Familien, die sofort nach Vollendung ihrer fachmännischen Bildung befriedigende Stellungen gefunden

setzten mich in sehr gehobene Stimmung. Die Versuchung weiter nach Coblenz zu fahren, trat sehr stark an mich heran. Der Speyerer Angriff auf meinen Geldbeutel zwang mich aber, derselben zu widerstehen. So stieg ich denn am Nachmittage in Bingen aus, verwandte mehrere Stunden, um die dortigen Sehenswürdigkeiten zu besichtigen, setzte dann nach Rüdesheim über und ging von dort aus nach dem Niederwald. Den Rückweg nahm ich über Aßmannshausen. Von Bingen fuhr ich gegen Abend ab und erreichte nach zweistündiger Fahrt mein Reiseziel.

Kreuznach ist ein altberühmtes Soolbad, das damals noch besuchter war als heutzutage. Es hat eine reizende Lage an der Nahe und bietet mit seinem Kurhause und den dazu gehörigen Anlagen, feinen Verkaufsläden, zahlreichen großen Hotels, vielen schönen Privathäusern und regelmäßigen Straßen ein sehr anziehendes Aussehen. Auch gibt es eine Anzahl sehr schöner Punkte in der Umgebung, worunter Ebernburg mit dem großartigen Sandsteinfelsen und der Ruine der berühmten Burg Franz von Sickingens besonders bemerkenswert sind. Da ich nie einen solchen Badeort gesehen hatte, machte das Ganze einen hinreißenden Eindruck auf mich. Dazu kam noch, daß äußerst liebenswürdige Verwandte da wohnten, von denen ich in der freundlichsten Weise aufgenommen wurde. Unter diesen befand sich ein zahlreicher Zweig der Engelmann'schen Familie, die Kinder des früher erwähnten Peter Engelmann. Zu diesen gehörten die feingebildeten Damen, die das von meiner Schwester besuchte Institut leiteten, und dann Dr. Theveny, der die Schwester Julie meines Großvaters Hilgard geheiratet hatte und einen

Sohn und drei blühende, sehr aufgeweckte und wohl erzogene junge Töchter besaß.

Alle diese Anziehungen ließen mich großen Gefallen an Kreuznach finden, sodaß ich mich gar gerne länger aufgehalten hätte. Ich hatte auch die elterliche Erlaubnis, eine Woche zu bleiben. Aber, ach! ein von mir selbst heraufbeschworenes Faktum gestattete mir dies nicht. Ich hatte nämlich soviel Geld auf der Hinreise ausgegeben, daß ich auf Kassensturz und Berechnung der Kosten der Rückreise für uns beide nur ganz knapp einen hinreichenden Betrag für die letztere herausbrachte. Dabei fand ich mich a priori gezwungen, auf die vorgeschriebene Rheinreise mit Emma zu verzichten. Ich schämte mich vor mir selber, die Schwester in so selbstsüchtiger Weise um dieses Vergnügen gebracht zu haben. Aber so knapp war das Verhältnis meines übrigbleibenden Barvorrates zu den möglichen Reiseerfordernissen, daß mich die Furcht vor einem Defizit wie mein Schatten auf Schritt und Tritt verfolgte, mich selbst vor der geringsten Ausgabe zurückschrecken ließ und mir tatsächlich den ganzen Aufenthalt verdarb — die schwere, aber wohlverdiente Strafe für mein Handeln. Ich überredete daher auch meine Schwester, schon am dritten Abende mit mir abzureisen. Wir fuhren im Postwagen in der Nacht nach Kaiserslautern, wo wir frühmorgens sehr ermüdet ankamen. Ich wagte es nicht zu frühstücken mit Rücksicht auf die Ungewißheit der Gepäckgebühr auf der Eisenbahn. Gegen Mittag langten wir in Zweibrücken an — ich selbst mit nur wenigen Pfennigen und der Empfindung eines im Fegefeuer schmachtenden Sünders. Denn ich wußte nur zu gut, daß die erste Frage der Eltern nach unserer Reiseroute sein würde und daß der Ausfall der

Rheinreise sofort zur vollen Enthüllung meiner neuen unverantwortlichen Streiche führen würde.

So kam es auch. Der Vater nahm mich, sobald er die Wahrheit gehört, in sein Arbeitszimmer und hielt mir vor, daß mein Gebahren im höchsten Grade leichtsinnig sei. Er erklärte mir, daß er sein Vertrauen in mich verloren habe und demnach in der Zukunft in meinem eignen Interesse handeln müsse. Ich hatte natürlich gar nichts zu meiner Verteidigung vorzubringen, sondern fühlte meine Schuld voll und ganz. Auch empfand ich Scham vor der Mutter und den Schwestern, die meine Aufführung übrigens viel milder zu beurteilen geneigt waren als der Vater. Diese Gefühle waren auch nicht vorübergehend, sondern drückten mich fortwährend mit dem Bewußtsein der Erniedrigung vor mir selbst.

Kurz darauf teilte mir der Vater mit, daß er sich entschlossen habe, mich selbst nach München zu begleiten und dort das möglichste zu veranlassen, um mich vor Irrwegen zu schützen. Es blieb auch bei seinem Entschlusse, und Anfang November traten wir zusammen die Reise an. Ich nahm mit gemischten Gefühlen Abschied von dem Elternhause, der Mutter, den Geschwistern, von Freunden und Bekannten und Zweibrücken im allgemeinen. Einerseits ließ mich die Erwartung größerer persönlicher Ungebundenheit und alle neuen Anziehungen einer so herrlichen großen Stadt wie München freudige Erregungen empfinden. Andererseits hatte ich doch ein zu weiches Herz, um das Scheiden von allem, was mir lieb war, leicht zu nehmen. Besonders der Mutter gegenüber, die wieder mit einer rührenden Sorgfalt für meine Ausstattung gesorgt hatte, fühlte ich, als ob ich noch bleiben sollte, um mein Unrecht



Frau Gustav Hilgard,
geb. P[illegible].

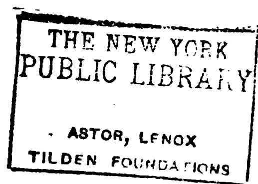
[illegible] weiteren Entbildung meiner [illegible] führen würde.

[illegible] Der Vater nahm mich, sobald er die [illegible] Arbeitszimmer und hielt mir [illegible] im weichsten Tone [illegible] [illegible] kein Vertrauen in mich [illegible] der Zukunft in meinem eignen [illegible] [illegible] hatte natürlich gar nichts zu [illegible] [illegible] sondern fühlte meine Schuld [illegible] empfand ich Scham vor der [illegible] die meine Auffassung übrigens [illegible] geneigt waren als der Vater. Diese [illegible] übergehend, sondern [illegible] mit dem Bewußtsein der Erniedrigung [illegible]

[illegible] teilte mir der Vater mit, daß er sich ent- [illegible] selbst nach München zu begleiten und [illegible] zu veranlassen, um mich vor Irrwegen [illegible] Er blieb auch bei seinem Entschlusse, und [illegible] traten wir zusammen die Reise an. [illegible] gemischten Gefühlen Abschied von dem [illegible] Mutter, den Geschwistern, von Freunden [illegible] Zweibrücken im allgemeinen! Einer- [illegible] Erwartung größerer persönlicher Unge- [illegible] neuen Beziehungen einer so herrlichen [illegible] München freudige Erregungen empfinden. [illegible] ich doch ein zu weiches Herz, um das [illegible] was mir lieb war, leicht zu nehmen. Besonders der Mutter gegenüber, die wieder mit einer rührenden Sorgfalt für meine Ausstattung gesorgt hatte, fühlte ich, als ob ich noch bleiben sollte, um mein Unrecht



Frau Gustav Hilgard,
geb. Pfeiffer.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

wieder gut zu machen und ihre Liebe besser zu verdienen. Beim Abschiede siegten auch die letzteren Empfindungen, und ich strömte von Thränen über. Wie wären sie wol geflossen, hätte ich gewußt, daß ich das Elternhaus nie wieder betreten, die treue Mutter nie wieder sehen würde!

Achtes Kapitel.

Die Universitätszeit.

Wir benutzten nicht die direkte Route nach München, sondern machten einen Umweg, indem wir von Stuttgart nach Friedrichshafen und von da nach Lindau am Bodensee mit dem Dampfboot fuhren. Wir hatten herrliches Wetter und einen prächtigen Ausblick auf den See und seinen stattlichen Alpengürtel. Aber abgesehen hiervon lohnte sich die längere Route durchaus nicht. Denn es gab damals nur Postverbindung zwischen Lindau und Augsburg, dem nächsten Eisenbahnpunkte, und der Postwagen ging abends ab, sodaß wir nicht nur gar nichts von dem schönen baierischen Allgau sahen, sondern nach einer sehr unbehaglichen Nacht erst im Laufe des Vormittags Augsburg recht ermüdet erreichten. Eine zweistündige Bahnfahrt brachte uns zu unserem Reiseziele. Das Herz klopfte mir nicht wenig, als wir vom Bahnhof über das Pflaster der baierischen Hauptstadt rollten. Wir stiegen im „Baierischen Hofe“ ab, der damals der erste Gasthof Münchens war und mir durch seine Größe und prächtige innere Einrichtung wie ein königlicher Palast dünkte. Der Gasthof war damals schon, wie er es auch noch heute ist, ein beliebtes Absteigequartier für die vornehme Welt, und die zahlreichen Adels- und

anderen Titel der im Fremdenbuche eingezeichneten Fremden imponierten mir nicht wenig.

Mein Vater hatte München seit seiner Universitätszeit nicht mehr gesehen, und da inzwischen die großartigen Verschönerungen und bedeutenden Vergrößerungen unter Ludwig I. stattgefunden hatten, so war es ihm fast so neu wie mir. Wir widmeten daher die ersten Tage unseres Aufenthaltes der Besichtigung der Stadt und ihrer Hauptsehenswürdigkeiten. Die malerischen alten und schönen neuen Straßen mit ihren zahlreichen Monumentalbauten, das lebhafte Treiben in denselben, die täglichen militärischen Paraden unter Musikbegleitung, die reichen Kunstschätze, die prächtigen Kirchen, die herrliche Oper und das ausgezeichnete Schauspiel, der Glanz des königlichen Hofes, soweit er in der Öffentlichkeit sichtbar war, — alles dies zusammen übte eine verwirrende, betäubende, aber auch erhebende Wirkung auf mich aus. Ich schwebte in fortwährendem, höchstem Entzücken und pries mich glücklich, in einem solchen Paradies, wie mir die baierische Hauptstadt erschien, leben zu dürfen.

Nachdem wir die erste Neugierde befriedigt hatten, stellten wir uns vor allem dem Rektor des Polytechnikums, Dr. Alexander, vor, worauf meine regelmäßige Inskription als Hörer bei dieser Anstalt erfolgte. Ich belegte Vorlesungen über Mathematik, Mechanik, Physik, Chemie und Kunstgeschichte, die durchschnittlich dreieinhalb Stunden täglich erforderten. Dann begann das Suchen nach einer passenden Wohnung für mich. Dabei wurde natürlich Rücksicht auf günstige Lage in der Nähe des Polytechnikums genommen. Nachdem wir einige Dutzend Zimmer angesehen hatten, entschieden wir uns für eines im fünften Stocke in dem

sogenannten Hacker Brauhause an der Sendlinger Straße. Das Zimmer war sehr geräumig und hatte vier große Fenster, die reichlich mit Licht und Luft versahen. Die „Mietsherrschaft“ war eine bürgerliche Familie Namens Schmidt, aus vier erwachsenen Personen bestehend. Der Preis für das Zimmer, einschließlich der Heizung, Bedienung und des Frühstückes (aus einer Tasse Kaffee und zwei Brötchen bestehend) betrug nur fünfzehn Gulden monatlich (circa sechsundzwanzig Mark oder sechs Dollars). Dann explorierten wir die zahlreichen billigen und guten Speisewirtschaften, die es damals in München gab, um uns über die weiteren Lebenskosten zu unterrichten. Wir fanden, daß man ein hinreichendes Mittagsmahl im Abonnement für fünfzehn bis dreißig Kreuzer (vierzig bis achtzig Pfennige oder zehn bis zwanzig Cents) und Abendessen natürlich noch viel billiger haben konnte. Mit anderen Worten, wir vergewisserten uns, daß man mit anderthalb Gulden täglich (ungefähr zweieinhalb Mark oder sechzig Cents) ganz gut für Wohnung und Kost auskommen konnte. Ich erwähne diese Preise nur, um zu zeigen, wie bescheiden die Lebensansprüche damals noch waren. In der Gegenwart erfordert es viel mehr Mittel, um als Polytechniker oder Universitätsstudent in einer deutschen Großstadt durchzukommen. Angesichts der angeführten Ziffern verständigte ich mich mit meinem Vater dahin, daß ich, abgesehen von Unterrichtsgebühren und Kleiderrechnungen, monatlich fünfzig Gulden für meinen Unterhalt (circa fünfundachtzig Mark oder zwanzig Dollars) erhalten sollte. Ich war damit vollständig zufrieden und glaubte mit dem Betrage reichlich auskommen zu können.

Wir machten dann noch Besuche bei einer Anzahl

Familien, mit denen mein Vater bekannt war, die meistens aus der Pfalz stammten und infolge von Versetzung ihrer Oberhäupter nach München gekommen waren. Er bat um freundliche Aufnahme für mich, die mir auch gewährt wurde. Das angesehenste Haus dieser Art war das des bereits an einer anderen Stelle erwähnten Justizministers Heintz, der seit seinem Rücktritte eine hohe Stelle am obersten Gerichtshofe des Königreiches bekleidete. Andere Familien, in denen ich Zutritt hatte, waren die des Oberbaurat von Hummel, der Oberappellräte Pixis, Petersen und Düllarmi. Ich war noch zu jung und unerfahren in der Gesellschaft, als daß ich meiner eigenen Persönlichkeit die im Laufe des Winters empfangenen Freundlichkeiten verdankt hätte. Sie waren einzig und allein auf die Achtung zurückzuführen, die man meinem Vater zollte.

Dieser kehrte nach zehntägigem Aufenthalte in die Heimat zurück, nachdem er in jeder möglichen Weise aufs liebevollste für mich gesorgt hatte. Der Abschied wurde mir wieder recht schwer. Ein Vorgefühl der Verlassenheit beschlich mich beim Gedanken, daß ich nun in der großen Stadt auf mich selbst angewiesen sein würde. Ich weinte bitterlich und war sehr empfänglich für die eindringlichen Mahnungen zu Fleiß, Sparsamkeit und guter Aufführung im allgemeinen, die er noch an mich richtete. Ich gelobte alles und war auch in meinem Innersten fest entschlossen, den gefaßten guten Vorsätzen treu zu bleiben.

Die ersten zwei Monate führte ich einen musterhaften Wandel. Ich besuchte alle belegten Vorlesungen mit größter Pünktlichkeit, schrieb das Gehörte während derselben nieder und studierte es zu Hause nach. Ich arbeitete nicht nur bis in die Nacht hinein, sondern gewann durch Frühauf-

stehen Zeit zum Studium. Zwei Kameraden aus Zweibrücken, die auch das Polytechnikum besuchten, und ich standen uns einander bei und trafen zweimal wöchentlich in meinem Zimmer zu gemeinsamer Arbeit zusammen. Mein Verkehr war fast ganz auf meine Pfälzer Bekannte beschränkt. Wir sahen uns beim gemeinschaftlichen Abendbrot nebst „Glas Bier" in der Herrenstube des Hackerbrauausschankes im untersten Stocke des Gebäudes, in dem ich wohnte, und machten Samstags und Sonntags größere Spaziergänge zusammen. An Vergnügen erlaubte ich mir eines der ausgezeichneten Odeonkonzerte monatlich und eine Vorstellung im Opern- oder Schauspielhause wöchentlich. Die damit verbundenen Ausgaben waren nicht groß, denn alle Hörer an der Universität und dem Polytechnikum waren gegen Vorweis ihrer Immatrikulationskarten zu äußerst billigem Eintritte berechtigt. Das Eintrittsgeld für Opern betrug für uns nur vierundzwanzig Kreuzer (zwei drittel Mark oder ein sechstel Dollar). Natürlich genossen wir dafür nur das Privilegium, während der ganzen Vorstelluug zu stehen, woraus ich mir jedoch nichts machte.

Trotz allen Fleißes konnte ich aber meinen Studien keinen Geschmack abgewinnen. Besonders die höhere Mathematik stieß mich mehr und mehr ab, je tiefer ich in dieselbe einzudringen versuchte. Der Gedanke drängte sich mir nach und nach auf, daß ich doch einen Fehlgriff bei der Bestimmung meines künftigen Berufes gemacht hatte und daß mir nicht nur Neigung, sondern auch besondere Begabung zu demselben ganz und gar fehlte. Dieser Gedanke wurde allmählich zu meiner vollen Ueberzeugung, die mir jede Bemühung nach dem falschen Ziel als vergeblich erscheinen ließ und meine Studien rasch ganz und gar verleidete. Ich geriet durch

diesen inneren Zwiespalt in eine äußerst gedrückte Stimmung. Keiner meiner Kameraden stand mir nahe genug, um mich ihm anzuvertrauen. Ich fürchtete nicht verstanden zu werden. Den Eltern die neuentstandene innere Not klagen, das wagte ich einfach nicht. Mit solchen Empfindungen trat ich in das Jahr 1853 ein. Bei Ablauf der üblichen Neujahrsferien war ich bereits soweit demoralisiert, daß ich nachlässig im Besuche der Vorlesungen zu werden begann und auch wenig Lust zum Arbeiten außerhalb derselben verspürte. In meiner Zerstreuung trieb ich mich viel in der Stadt herum und besuchte öfters die berühmten Kunstsammlungen in der alten und neuen Pinakothek und der Glyptothek. Ihre Schätze zogen mich viel mehr an als die Gegenstände meiner Vorlesungen. Ich studierte die Hauptwerke förmlich und überredete mich selbst, daß ich Anlage zum Ästhetiker habe.

Darüber vergingen Wochen, während welcher ich mich in einen wahrhaftigen Ekel vor dem Polytechnikum hineingearbeitet hatte, sodaß ich es schließlich gänzlich mied. Meine Grübeleien über meine Zukunft ließen mich einen Plan nach dem anderen fassen und wieder verwerfen. Meine lebhafte Einbildungskraft wirkte bei solchen Plänen mit, und es waren die meisten derselben sehr kühner und abenteuerlicher Natur. Unter anderen packte mich die Idee, mir die Thüre für eine andere Laufbahn offen zu lassen, indem ich mich nachträglich auch noch auf der Universität immatrikulieren ließ. Denn wenn ich erst in den Osterferien dem Vater meine Sinnesänderung hinsichtlich meines künftigen Berufes gestehen würde, wie ich es aus Furcht vor den Folgen eines sofortigen Geständnisses vor hatte, so würde das halbe Jahr auf dem Polytechnikum bei einem Studien-

wechsel ganz verloren sein. Dies würde dann voraussichtlich einen entscheidenden Einfluß auf die väterlichen Entschließungen haben, das heißt, ich würde am Polytechnikum verbleiben müssen. Der Plan ließ mir keine Ruhe, bis er ausgeführt war. Der Immatrikulation an der Universität stand nichts im Wege, aber sie kostete Geld, und um sie nicht nutzlos werden zu lassen, mußte ich wenigstens zwei Kollegien belegen, welche im voraus zu bezahlen waren. Um diese Kosten bestreiten zu können, mußte ich die Monatsrechnung meiner Hauswirtin, sowie das Abonnement für den Mittagstisch unbezahlt lassen. Damit geriet ich in Schulden und kam nur zu bald zu dem Schlusse, daß solche leichter gemacht als bezahlt sind.

Bei meiner Neigung zur Schöngeisterei war es nicht zu verwundern, daß ich bei dem Dichter von Geibel und dem Ästhetiker und Kritiker Moritz von Carrière belegte, die erst vor kurzem vom Könige Maximilian II. nach München berufen worden waren. Die ganze akademische Jugend schwärmte für sie, und ihre Hörsäle waren stets gedrängt voll. Ich wurde ein regelmäßiger Besucher ihrer Vorlesungen, lauschte mit wahrer Andacht ihren Worten und bildete mir unter ihrem Einflusse ein Ideal aus, wonach ich mich in die Fußtapfen der beiden berühmten Männer treten und gleich ihnen Ehre und Reichtum erwerben sah.

Bei meinen Besuchen der Universität begegnete ich öfters anderen Pfälzer Kameraden, die sich verschiedenen Landsmannschaften oder Corps angeschlossen hatten und als wohlbestallte „Füchse" in farbigen Mützen und Bändern prangten. Wie Neubekehrte in Glaubenssachen gewöhnlich die eifrigsten Proselytenmacher abgeben, so sind auch Füchse stets die

besten Werber für ihre Farben gewesen. Demgemäß wurde ich auch von den drei durch meine Freunde vertretenen Gattungen — Isaren, Schwaben und Franken — mit Liebenswürdigkeiten aller Art, wie Einladungen zu Ausgängen und Spazierfahrten, schwelgerischen Frühstücken auf den Corpskafé's und Corpskneipen überschüttet. Der eigentliche Zweck blieb mir nicht lange verborgen, aber wie einen Nachtfalter das Licht, zogen mich die bestechenden Seiten des Corpslebens immer unwiderstehlicher an. Wenn ich vom Standpunkte des reifen Alters aus die Einflüsse kritisch zerlege, die damals auf mich einwirkten, so kann ich mich freilich nur über die jugendliche Einfalt wundern, die mich als edle und würdige Ziele ansehen ließ, was doch eigentlich durchaus eitel und verwerflich war. Denn der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich gestehen, daß selbst so kleinliche Äußerlichkeiten wie die bunten Mützen und Bänder mir als etwas dünkten, was den Menschen über die anderen Sterblichen erhob. Dazu kamen noch die Anziehungen, welche das enge Band vertrauter Kameradschaft, der herausfordernde Mut, der in dem Paukwesen verkörpert zu sein scheint, das sorglose, flotte Treiben, der schäumende Übermut für mich hatten. Ich kann dagegen in aller Aufrichtigkeit sagen, daß die förmliche Pflege der Kneiperei, wie sie in den Corps betrieben wurde — leider herrscht sie nur zu sehr auch außerhalb derselben unter der deutschen Studentenschaft — mir von Anfang an höchst zuwider war. Aber bei meiner angeborenen Neigung zu schwärmerischen Auffassungen ließ ich mich durch ein viel ideelleres Bild des Corpslebens bestechen, als es die Wirklichkeit rechtfertigte.

Nach Umschau unter den vorgenannten Corps fühlte ich

zu viel Biergenuß, wiewol ich viel mäßiger als die Kameraden war, und nie Aufbruch vor Mitternacht, mit den Folgen von spätem Schlafen und wüstem Kopfe, der keiner geistigen Anstrengung fähig war. Dann brachte der enge Verkehr mit so vielen lebenslustigen, jungen Leuten täglich Veranlassung zu neuen Zerstreuungen. Bald war es das Theater, bald Gesellschaften und Bälle, die meine Zeit und mein Interesse beanspruchten. Wie bereits erwähnt, war eine Anzahl Münchener beim Corps, durch die ich in neue Gesellschaftskreise kam. Dann folgte während des Karnevals ein Ball auf den anderen. Wenn das Corps auf solchen zu erscheinen beschloß, mußten wir alle hin, wozu die Füchse wenigstens sehr bereit waren. Ich fröhnte wieder recht meiner Tanzlust auf den Museums- und Odeonsbällen.

Der Glanzpunkt der Saison für uns war der vom Corps selbst im „Baierischen Hofe“, alljährlich gegebene Ball bei Gelegenheit des Jahrestages der Gründung des Corps. Es war ein sehr glänzendes Fest, bei dem die erste Gesellschaft Münchens zahlreich vertreten war. Als einer der Festredner dünkte ich mich eine wichtigere Persönlichkeit, als die besternten Minister unter unseren Gästen und fühlte mich darin durch die vielen Artigkeiten bestärkt, die mir von allen Seiten über meine Leistung gesagt wurden. Wie unbedeutend, wie geradezu lächerlich schien mir der Speyerer Abschiedsball neben diesem Gewoge von Hofleuten, Spitzen der Beamtenwelt, Offizieren jeden Ranges in glänzender Uniform, Studenten im Frack mit Farben, hunderten von Damen in feinster Toilette, in dem herrlich beleuchteten und geschmückten großen Saale, und mit der rauschenden Musik eines vollen Orchesters.

Aber das Corpsleben stellte noch ganz andere Anforderungen an meine Zeit. Wir Füchse mußten täglich für eine Stunde auf den Fechtboden, wo die Leibburschen uns die Hantierung des Schlägers beizubringen suchten. Viel zeitraubender war der Dienst, den wir bei den zahlreichen Paukereien oder Schlägerduellen zwischen den Corps hatten. Ich war zuerst geneigt, diesen Unfug in idealisiertem Lichte als nationales Waffenspiel und als ernste Probe männlicher Tapferkeit zu betrachten. Die frivole Weise, in der dem studentischen Gebrauche gemäß Händel gesucht und Forderungen gestellt wurden, ließ mich aber bald davon zurückkommen. Wir Füchse wurden auf die Kneipen anderer Corps geführt, um mit den Füchsen derselben anzubinden, und unsere Kneipe erhielt Besuche zu demselben Zwecke. Je frecher und gröber das Auftreten, als desto „forscher" wurde der Fuchs betrachtet. Mir war dieses künstliche Rohsein unmöglich, und ich brachte es daher auch zu keinem Rufe als Bramarbas.

Fast allwöchentlich fanden Paukereien zwischen unserem und den anderen Corps statt, bei denen von vier bis acht „Kontrahierungen" ausgefochten wurden. Um der Wachsamkeit der Polizei zu entgehen, fanden dieselben in Wirtshäusern in entlegenen Teilen der Stadt oder in einer der umliegenden Ortschaften statt. Den Füchsen lag es ob, den Duellapparat oder „Paukwichs", bestehend aus Schläger, Brillen, Mützen, Binden und Paukhosen, an Ort und Stelle zu schaffen, die Paukanten für die „Mensur" herzurichten, zwischen den Gängen die Schlagenden zu erfrischen oder den Schläger zu halten, bei Verwundungen den „Paukarzt" zu unterstützen und die Verwundeten nach Hause zu bringen und zu pflegen. Das letztere war oft ein sehr

ihm und wurde freundlichst empfangen. Er sagte mir seine Hülfe zu und schrieb noch am selben Abend an meinen Vater, ihm meine Ankunft meldend. Er schlug ihm vor, nach Speyer zu kommen, worauf mein Vater einging, und schon am Abende des zweiten Tages stieg er bei Herrn Kissel ab.

Das Resultat seines Besuches und der darauf stattfindenden Unterredung war, daß mein Vater mir die Erlaubnis zum Weiterstudieren gab und sich damit einverstanden erklärte, mich von neuem anfangen zu lassen; und zwar sollte ich mich von jetzt an der Jurisprudenz widmen. Natürlich machte mich dieser Entschluß sehr glücklich, und ich war auch ganz mit dem Befehl einverstanden, München zu verlassen und das Sommersemester an der Universität Würzburg zu verbringen. Ich mußte mich ferner verpflichten, alle meine Schulden zu bezahlen und zur Tilgung derselben von meinem Monatsgelde eine gewisse Summe beizutragen. Ich dankte dem lieben Freunde Kissel für sein erfolgreiches Eingreifen und trat die Rückreise nach München an, während mein erzürnter Vater nach Zweibrücken zurückkehrte. Mein Aufenthalt in Speyer hatte drei Tage gedauert, doch war ich die ganze Zeit so bedrückt, daß mich nicht darnach verlangte, die alten Freunde und Bekannten aufzusuchen.

Eine Woche nach meiner Ankunft in München war ich reisebereit und kehrte der Stadt mit etwas schwerem Herzen den Rücken. Infolge der Osterferien waren nur wenige Corpsbrüder anwesend, sodaß mir der Abschied in dieser Hinsicht erleichtert wurde. Mein Übergang an eine andere Universität löste an sich mein Verhältnis zum Corps. Die malerisch gelegene, alte Mainstadt Würzburg, die ich nach

Ich war nun in einem solchen Taumel des Genusses und der Zerstreuung jeder Art, daß mein natürlicher Leichtsinn jede andere innere Regung überwucherte. Aber ich war mir doch zu klar des schlimmen Ausganges bewußt, zu dem mein Gebahren unerbittlich über kurz oder lang führen mußte, als daß ich nicht sehr oft Stunden der vorübergehenden Ernüchterung durchzumachen gehabt hätte, in denen ich volle Selbsterkenntnis übte und bittere Reue, ja sogar Selbstverachtung empfand. Vor allem waren mir schon nach wenigen Wochen die Augen vollständig über die absolute Nichtigkeit des Corpslebens geöffnet.

So trieb ich es von Tag zu Tag bis zum Monat März weiter. Infolge einer Erkältung erkrankte ich anfangs des Monats an iner schweren Grippe, die mich an das Bett fesselte. In München herrschte wegen schlechter sanitärer Zustände von jeher das Nervenfieber, dem besonders Studierende und darunter auch verhältnismäßig viele Pfälzer verfielen. Da ich fortwährend fieberte, so begann ich zu fürchten, daß dasselbe auch mich heimsuchen würde, und ich faßte den Plan, mit Rücksicht auf den ansteckenden Charakter der Krankheit, auf ihre lange Dauer und die bessere Pflege ins öffentliche, städtische Krankenhaus überzusiedeln, wie es erkrankte Studierende gewöhnlich taten. Ich hielt es fürs beste, die Meinigen hierauf vorzubereiten, und schrieb in dem Sinne nach Hause. Der Vater wurde dadurch sehr beunruhigt und bat sofort einen persönlichen Freund in München, mich aufzusuchen und sich von meinem wirklichen Zustande zu überzeugen; und gleichzeitig ersuchte er meine Hauswirtin schriftlich um einen Bericht über denselben. Diese begnügte sich nicht damit, über meine Krankheit zu schreiben, sondern ließ sich ausführlich über

[illegible] n bst empfangen. Er sagte mir [illegible] sich am selben Abend an meinen [illegible] Zeit zu melden. Er schlug ihm vor, [illegible], worauf mein Vater einging, und [illegible] des zweiten Tages stieg er bei Herrn [illegible]

[illegible] des Weinchens und der darauf folgenden Unterredung war, daß mein Vater mir die [illegible] zu Mittelsmännern gab und sich damit einverstanden [illegible] mich von neuem anfangen zu lassen; und [illegible] jetzt an der Jurisprudenz widmen. [illegible] dieser Entschluß sehr glücklich, und [illegible] dem Leicht einzuführen, München [illegible] Sommersemester an der Universität [illegible] zubringen. Ich mußte mich ferner verpflichten [illegible] meine Schulden zu bezahlen und zur Tilgung [illegible] von meinem Monatsgeld eine gewisse Summe [illegible]. Ich dankte dem lieben Freunde [illegible] für sein erfolgreiches Eingreifen und trat die Rückreise nach [illegible] während mein erzürnter Vater nach Zwei[illegible] [illegible]. Mein Aufenthalt in Speyer hatte [illegible] dauert, doch war ich die ganze Zeit so be[illegible] [illegible] nicht daran, verlangte, die alten Freunde [illegible]

[illegible] meiner Ankunft in München war ich [illegible] Stadt mit etwas schwerem Her[illegible] [illegible] der Osterferien waren nur wenige [illegible] mir den Abschied in dieser [illegible] Mein Übergang an eine andere [illegible] mein Verhältnis zum Corps. Die [illegible] Würzburg, die ich nach



Gustav Leonhard Hilgard.

ihm und wurde freundlichst empfangen. Er sagte mir seine Hülfe zu und schrieb noch am selben Abend an meinen Vater, ihm meine Ankunft meldend. Er schlug ihm vor, nach Speyer zu kommen, worauf mein Vater einging, und schon am Abende des zweiten Tages stieg er bei Herrn Kissel ab.

Das Resultat seines Besuches und der darauf stattfindenden Unterredung war, daß mein Vater mir die Erlaubnis zum Weiterstudieren gab und sich damit einverstanden erklärte, mich von neuem anfangen zu lassen; und zwar sollte ich mich von jetzt an der Jurisprudenz widmen. Natürlich machte mich dieser Entschluß sehr glücklich, und ich war auch ganz mit dem Befehl einverstanden, München zu verlassen und das Sommersemester an der Universität Würzburg zu verbringen. Ich mußte mich ferner verpflichten, alle meine Schulden zu bezahlen und zur Tilgung derselben von meinem Monatsgelde eine gewisse Summe beizutragen. Ich dankte dem lieben Freunde Kissel für sein erfolgreiches Eingreifen und trat die Rückreise nach München an, während mein erzürnter Vater nach Zweibrücken zurückkehrte. Mein Aufenthalt in Speyer hatte drei Tage gedauert, doch war ich die ganze Zeit so bedrückt, daß mich nicht darnach verlangte, die alten Freunde und Bekannten aufzusuchen.

Eine Woche nach meiner Ankunft in München war ich reisebereit und kehrte der Stadt mit etwas schwerem Herzen den Rücken. Infolge der Osterferien waren nur wenige Corpsbrüder anwesend, sodaß mir der Abschied in dieser Hinsicht erleichtert wurde. Mein Übergang an eine andere Universität löste an sich mein Verhältnis zum Corps. Die malerisch gelegene, alte Mainstadt Würzburg, die ich nach

einer nur sechsstündigen Eisenbahnfahrt erreichte, gefiel mir sofort ungemein. Ich fand in einer der besten Straßen eine sehr schöne Wohnung, aus Schlafzimmer und Salon bestehend, zu ebenso billigem Preise wie mein einzelnes Zimmer in München. Überhaupt fand ich alles viel billiger als in der Hauptstadt, was mir bei der erwähnten Verkürzung meines monatlichen Wechsels sehr willkommen war. Eine Anzahl Pfälzer Bekannte studierten an der Juliusuniversität; dieselben verbrachten aber die Ferien zu Hause, sodaß ich die erste Woche auf mich allein angewiesen war. Doch nach meinen letzten Erlebnissen war mir diese Vereinsamung geradezu erwünscht. Ich benutzte die Zeit, um mich in der reizenden Umgebung der Stadt umzusehen. Auf täglichen langen Wanderungen zu Fuß erfrischte ich mich körperlich und geistig. So hatte ich bei Beginn der Vorlesungen in der zweiten Hälfte April meine innere Ruhe wiedergewonnen und konnte meinem festen Entschlusse gemäß ernstlich an die Arbeit gehen.

Ich belegte Vorlesungen über römische Institutionen und Rechtsgeschichte bei Professor Dr. Wirsing, Physik bei dem rühmlich bekannten Physiker Dr. Osann. Die erstgenannten Gegenstände bilden einen Teil der juristischen Fachstudien und wurden gewöhnlich erst im zweiten akademischen Jahre gehört. Ich wollte aber sobald wie möglich einen Anfang mit meiner Vorbereitung für den Beruf machen, den ich nun bestimmt gewählt zu haben vermeinte. Meine Wohnung lag in unmittelbarer Nähe der Universität, was einem regelmäßigen Besuche der Vorlesungen natürlich sehr förderlich war. Das geistige Nichtstun und die Zeitvertrödelung durch Bummeleien jeder Art, wie ich es in München gepflegt hatte, war mir aufrichtig

[illegible] hat empfangen. Er sagte mir [illegible] noch am selben Abend an meiner [illegible] rieflend. Er schlug [illegible] an, [illegible], worauf mein Vater einging, und [illegible] des zweiten Tages stieg er bei Herrn [illegible]

[illegible] seines Besuches und der [illegible] Unterredung war, daß mein Vater mir die [illegible] Unterschriften gab und sich damit einver[standen] [illegible] mich von neuem anfangen zu lassen; und [illegible] mich von jetzt an der Jurisprudenz widmen. [illegible] diesen Entschluß sehr glücklich, [illegible] mit dem [illegible] einverstanden, [illegible] den Sommer außer an der Universität [illegible] verbringen. Ich [illegible] mich ferner [illegible] meine Schwester zu [illegible] und zur [illegible] einem Monatsgeld eine gewisse Summe [illegible]. Ich dankte dem lieben Freunde [illegible] [illegible] Eingreifen und trat die Rückreise [illegible], während mein erzürnter Vater nach [illegible] [illegible]. Mein Aufenthalt in Speyer [illegible], doch war ich die ganze Zeit so [illegible] nicht darnach verlangte, die alten Freunde [illegible] aufzusuchen.

[illegible] meiner Ankunft in München war, [illegible] der Stadt mit etwas schwerem Her[zen] [illegible] infolge der Osterferien waren [illegible] [illegible], jedoch mir der Abschied in dieser Hinsicht [illegible] wurde. Mein Übergang an eine andere Universität [illegible] an sich mein Verhältnis zum Corps. Die [illegible] gelegene, alte Weinstadt Würzburg, die ich [illegible]



Gustav Leonhard Hilgard.

einer nur sechsstündigen Eisenbahnfahrt erreichte, gefiel mir sofort ungemein. Ich fand in einer der besten Straßen eine sehr schöne Wohnung, aus Schlafzimmer und Salon bestehend, zu ebenso billigem Preise wie mein einzelnes Zimmer in München. Überhaupt fand ich alles viel billiger als in der Hauptstadt, was mir bei der erwähnten Verkürzung meines monatlichen Wechsels sehr willkommen war. Eine Anzahl Pfälzer Bekannte studierten an der Juliusuniversität; dieselben verbrachten aber die Ferien zu Hause, sodaß ich die erste Woche auf mich allein angewiesen war. Doch nach meinen letzten Erlebnissen war mir diese Vereinsamung geradezu erwünscht. Ich benutzte die Zeit, um mich in der reizenden Umgebung der Stadt umzusehen. Auf täglichen langen Wanderungen zu Fuß erfrischte ich mich körperlich und geistig. So hatte ich bei Beginn der Vorlesungen in der zweiten Hälfte April meine innere Ruhe wiedergewonnen und konnte meinem festen Entschlusse gemäß ernstlich an die Arbeit gehen.

Ich belegte Vorlesungen über römische Institutionen und Rechtsgeschichte bei Professor Dr. Wirsing, Physik bei dem rühmlich bekannten Physiker Dr. Osann. Die erstgenannten Gegenstände bilden einen Teil der juristischen Fachstudien und wurden gewöhnlich erst im zweiten akademischen Jahre gehört. Ich wollte aber sobald wie möglich einen Anfang mit meiner Vorbereitung für den Beruf machen, den ich nun bestimmt gewählt zu haben vermeinte. Meine Wohnung lag in unmittelbarer Nähe der Universität, was einem regelmäßigen Besuche der Vorlesungen natürlich sehr förderlich war. Das geistige Nichtstun und die Zeitvertrödelung durch Bummeleien jeder Art, wie ich es in München gepflegt hatte, war mir aufrichtig

zuwider geworden, und die innere Genugtuung, die in geordneter Beschäftigung und in dem Bewußtsein erfüllter Pflicht liegt, tat mir ungemein wohl. Ich versäumte nicht nur keine Vorlesungen, sondern überarbeitete das Gehörte eifrig zu Hause. Stundenlang saß ich täglich bei meinen Büchern, und meine einzige Erholung bildeten Spaziergänge und das Zusammensein mit den wenigen Bekannten, mit denen ich Umgang pflegte, beim Abendimbiß in öffentlichen Lokalen. Diese Bekannten bestanden aus Zweibrücker Schulgenossen, Namens Serini, Erbelding, Hessert, und Nössel. Die meisten derselben sind noch am Leben und zählen noch heute zu meinen näheren Freunden. Mit Erbelding, Nössel und Hessert, die zur Zeit Oberlandesgerichtsräte in Zweibrücken sind, bin ich öfters in den letzten Jahren zusammengetroffen. Sie alle haben meine eigenen Erinnerungen über mein fleißiges Arbeiten und zurückgezogenes, solides Leben bestätigt.

Dieses ruhige, gleichmäßige, innerlich befriedigende Leben führte ich bis Mitsommer ungetrübt weiter. Dann erhoben sich aber zwei Schatten, die es allmählich verdüsterten, die gewonnene Ruhe wieder stören und schließlich den ganzen glücklichen Aufbau in meinem Innern wieder vernichten sollten. Ob es angeborener Wankelmut oder ein wirklich begründetes Gefühl war, das halbe Semester war noch nicht vorüber, als mir die juristischen Vorlesungen bereits ebenso vollständig zuwider waren, wie im Winter die mathematischen im Polytechnikum. Ich wehrte mich, so gut ich konnte, gegen den nach und nach empfundenen Widerwillen; aber dies half mir nicht über den wachsenden, beklemmenden Gedanken hinaus, daß ich nochmals einen Fehlgriff bezüglich meines Berufes getan hätte. Bald war ich dieser

Empfindung so weit unterlegen, daß ich anfing, die betreffenden Vorlesungen zu vernachlässigen. Nun stieg der frühere Glaube wieder in mir auf, daß meine Zukunft auf dem Gebiete der schönen Wissenschaften liege. Der kühne Plan entstand in mir, meinen juristischen Studien formell weiter obzuliegen, sodaß ich volle vier akademische Jahre genießen könnte, gleichzeitig und hauptsächlich aber Litteratur und Ästhetik zu pflegen. Ich überredete mich dabei, daß ich lange vor Ablauf meiner akademischen Zeit durch litterarische Leistungen den Beweis meiner Fähigkeit für dieses Feld geliefert haben würde. Ich begann auch sofort die Ausführung des Planes. Mein erster Schritt war die Anschaffung einer der billigen Ausgaben der deutschen Klassiker, die in jenen Jahren auf dem deutschen Büchermarkt zu erscheinen begannen. Mit dem gründlichen Lesen derselben verbrachte ich nun den größten Teil meiner Zeit. Wie ich es trieb, zeigt der folgende Auszug aus den Erinnerungen des bereits genannten Oberlandesgerichtsrat Nössel, welche er auf Ersuchen einer Verwandten von mir im Spätherbste 1887 niederschrieb:

„Mein Freund hatte nämlich, was in dem zweiten Semester die Studenten der Jurisprudenz damals selten zu tun pflegten, in jenem Semester, welches den bestehenden Verordnungen entsprechend in der Regel den philosophischen Studien gewidmet wird, schon römische Institutionen und Rechtsgeschichte belegt, um dann gleich im dritten Semester die Pandekten bei dem Professor Vangerow in Heidelberg hören zu können. Allerdings bekümmerte er sich in der Folge wenig um das Rechtsstudium. Ich erinnere mich noch ganz gut, daß ich öfter — da mich der Weg an seiner Wohnung vorbeiführte — ihn zum Gange

nach der Universität abholen wollte. Das eine oder das andere Mal ging er wol mit, allein sehr oft war dies nicht der Fall. Er bewohnte in der schönen „Neubaugasse“ ein komfortables Zimmer bei Schneider Bausewein, in welchem er sich sehr behaglich eingerichtet hatte, sodaß er sich sehr viel zu Hause aufhielt, und man nie fehlging, wenn man ihn besuchen wollte. So oft ich zu ihm kam, was wohl fast täglich geschehen sein mag, saß er behaglich in seinem eleganten, rot ausgeschlagenen Schlafrock auf dem Sopha und war umgeben von den damals gerade in Lieferungen erscheinenden deutschen Klassikern, die er mit großem Eifer las. Seine Gemütsstimmung war durchweg eine etwas ernste und seine Lebensweise derart, daß ihm nicht der geringste Tadel hätte treffen können. Seine Geldausgaben können keinesfalls über das Maß dessen hinausgegangen sein, was ihm der Vater ausgesetzt hatte, ich glaube vielmehr, daß er unter jenem Maße blieb. Wenn er vielleicht auch in seinen Lebensbedürfnissen etwas verwöhnt gewesen sein mag, so war er auf der anderen Seite so mäßig und nüchtern, daß kein besonderer Aufwand bei ihm nötig erschien.“

Angesichts meiner späteren litterarischen Leistungen darf ich wol annehmen, daß ich mich in der erwarteten Frucht meines Planes nicht getäuscht haben würde, wenn es zur Verwirklichung desselben gekommen wäre. Aber es sollte ganz anders mit mir kommen. Ich erwähnte, daß eine der Bedingungen, die mir der Vater in Speyer stellte, die Angabe aller meiner Schulden in München war. Ich hatte so leichtfertig gewirtschaftet, daß mir erst in Würzburg der wirkliche Betrag derselben klar wurde, und die Summe, die ich von meinem Monatsgelde abziehen konnte, um die-

selbe zu tilgen, reichte dazu nicht aus. Im Juni begannen Mahnbriefe der unbefriedigten Schneider, Schuhmacher und anderer Gläubiger bei mir einzulaufen. Ich wußte mir nicht anders als durch kleine Abzahlungen zu helfen. In meiner Angst, meine Münchener Gläubiger zu befriedigen, kam ich wieder in die Versuchung, meine laufenden Verpflichtungen unbezahlt zu lassen. Dieser Versuchung gab ich auch nach; aus welchem Grunde oder vielmehr aus welcher Schwäche, kann ich schwerlich erklären. Bald sah ich daher mit Schrecken dem Ende des Semesters, Mitte August, entgegen, welches mir die Rechnungen des Hauswirtes und die für meine Mahlzeiten bringen sollte, da ich unmöglich in die Ferien gehen konnte, ohne diese aufgelaufenen Forderungen erledigt zu haben. Je näher diese Zeit kam, desto mehr drückten diese Sorgen auf meine Stimmung und nahmen mir die Fähigkeit für geistige Arbeit. Ich sann lange auf einen Ausweg, ohne einen zu finden, bis mir plötzlich ein Gedanke kam, von dem ich Erlösung zu erwarten glaubte.

In meiner Not wandte ich mich an einen Verwandten, den reichen Gutsbesitzer Wolf, der die einzige Tochter, Luise, meines Großonkels Grohé geheiratet und in Wachenheim an der Haardt, in unmittelbarer Nähe von Dürkheim, seinen Wohnsitz hatte. Da es mir klar geworden war, daß jeder Versuch, meinen Vater zu überreden, mir ein größeres Monatsgeld auszusetzen, scheitern würde, so begab ich mich am 4. August über Heidelberg nach Wachenheim. Es handelte sich für mich um das Aufbringen von wenigen hundert Gulden. Daß mein ganzes Lebensschicksal sich um einen so kleinen Betrag drehen sollte, mag als sehr merkwürdig erscheinen, doch war dies tatsächlich der Fall, da

ich nach der Unterredung in Speyer nur zu gut wußte, daß mein Vater mir jeden Beistand entziehen würde, wenn er erfahren sollte, daß ich wieder tief verschuldet sei, obwol die neue Last nur die natürliche Folge der alten war.

Ich reiste über Heidelberg, wo ich nach einer sehr unangenehmen Nacht im Postwagen am nächsten Nachmittage ankam. Ich suchte einige Bekannte unter den Studenten auf, die Mitglieder des Corps „Westphalia“ waren, und von denen ich mit großer Gastfreundschaft aufgenommen wurde. Meine Zuversicht des Gelingens meines Planes war unterwegs ziemlich gesunken, sodaß ich mich, um die wieder erwachten Sorgen wenigstens für den Augenblick zu vergessen, nur zu gern in die mir gebotenen Zerstreuungen stürzte. Unter diesen waren auch zwei Paukereien im großen in dem berüchtigten Wirtshause in der Hirschgasse, welchen historischen Ort ich dabei zum ersten Male sah. Nachdem ich drei Tage in dieser Weise verbummelt hatte, überwog indessen die Notwendigkeit entscheidenden Handelns mein Zagen, und ich nahm schweren Herzens den Zug nach Wachenheim.

Ich erfuhr bei meiner Ankunft, daß Herr und Frau Wolf abwesend waren und erst am folgenden Tage zurückkehren würden. Die Haushälterin drang in mich, ihre Rückkunft abzuwarten, doch mein Vorhaben machte mir das Verweilen zur Pein, und so übernachtete ich in Dürkheim. Am nächsten Vormittage ging ich nach Wachenheim zurück und fand die Gesuchten zu Hause. Sie hatten bereits von meinem Kommen gehört, und, da sie es sich nicht erklären konnten, wurde ich sofort nach einem freundlichen Willkommen sehr scharf ausgefragt. Ich mußte also

mit meinem Anliegen heraus. Ich bekannte offen meine Vergehen in München mit ihren Folgen, die mich zu dem mir so peinlichen Schritte gezwungen, und bat sie dann flehentlich mir zu helfen, da ich es unter den geschilderten Umständen nicht wagen dürfte, mit meiner Not vor den Vater zu treten. Herr Wolf erklärte zuerst, er könne sich nicht darauf einlassen, in der vorgeschlagenen Weise zwischen mich und den Vater zu treten. Doch auf weiteres ernstliches Bitten wurde ich allein gelassen, während sich die Ehegatten die Sache überlegten. Nach einer Stunde teilten sie mir ihren Bescheid dahin mit, daß sie den gewünschten Betrag ohne Zinsen zu geben bereit wären, sich aber nicht verpflichten könnten, das Geschehene vor meinem Vater zu verheimlichen. Da mir das letztere die Hauptsache war, so drang ich in sie, es wenigstens für ein Jahr zu verschweigen, um mir Zeit zu geben, meine Besserung zu beweisen. Aber auch hierauf wollten sie sich nicht einlassen. Alles was sie mir zusagten war, daß der Gatte erst bei seinem nächsten persönlichen Zusammentreffen mit meinem Vater diesem so schonend wie möglich Mitteilung machen würde.

Damit mußte ich mich bescheiden. Ich war in Zweifel, ob ich angesichts der dadurch unabwendbaren neuen Katastrophe das Geld überhaupt annehmen sollte. Hätte ich die richtige Einsicht gehabt, so wäre es mir wol sofort klar gewesen, daß es meine Pflicht war, die Summe abzulehnen, nach Zweibrücken zu reisen, den Eltern ein unumwundenes Geständnis zu machen und einfach hinzunehmen und zu ertragen, was immer die Folgen dieses Schrittes sein würden. Sicher ist, daß ich einen falschen Weg einschlug.

Bekannten leuchtete dies wunderliche Projekt wie ein Leitstern vor mir auf, und ich sagte ihm stracks, daß ich auch vorhätte, nach Dresden zu reisen, und mich ihm anschließen möchte. Da er sofort freudig darauf einging, so verabredeten wir, am zweitfolgenden Morgen abzureisen.

Meine Vorbereitungen waren bald getroffen. Ich ließ den größten Teil meiner Kleider und sonstigen Habseligkeiten zurück und nahm nur das Notwendigste in meinem Handkoffer mit. Ein Viertel seines Raumes war überdies mit Büchern gefüllt, die außer einigen deutschen Klassikern aus Schriften des Philosophen Kuno Fischer, der damals in Heidelberg lehrte und das ganze akademische Jungdeutschland begeisterte, sowie den Werken des Dänen Örsted, die zur Zeit viel Aufsehen machten, bestanden — gewiß eine sonderliche litterarische Ausstattung für den „Kampf ums Leben", in den ich mich kühn zu stürzen suchte. Außerdem umschloß der Handkoffer, was ich als mein kostbarstes Gut betrachtete, ungefähr hundert Seiten Manuskript, das meine eigenen Betrachtungen über allerlei physische, litterarische und philosophische Fragen enthielt, wie ich sie im Laufe des Sommers niedergeschrieben hatte, sowie auch einige zu verschiedenen Zeiten von mir verfaßte Gedichte. Auf diesen Geistesfrüchten beruhten meine zuversichtlichen Hoffnungen auf unzweifelhaften und raschen Erfolg in der Mitwelt, und sie sollten besonders bei Gutzkow als Einführung und Empfehlung dienen. Meine Einfalt war in der Tat unglaublich.

Ich verabschiedete mich zur bestimmten Zeit von meinen Hausleuten, denen ich sagte, daß ich nach Dresden reiste, und rollte am Morgen des 13. August mit meinem Reisegefährten im Postwagen aus dem östlichen Thore der

Stadt in der Richtung nach Schweinfurt, von wo aus man über Hof bereits mit der Eisenbahn bis Dresden reisen konnte. Wir blieben einen Tag in Leipzig und erreichten die sächsische Hauptstadt am dritten Tage. Auf der Fahrt zwischen Leipzig und Dresden machten wir die Bekanntschaft eines sehr liebenswürdigen Herrn von etwa dreißig Jahren, dessen feines Äußere sofort den vollkommenen gentleman andeutete. Er sprach den österreichischen Dialekt und war auf dem Wege von Paris nach Wien. Er schien Gefallen an seinen viel jüngeren Reisegenossen zu finden und schlug uns vor, in demselben Hotel in Dresden abzusteigen, worauf wir um so bereitwilliger eingingen, als er sich freundlich erbot, uns durch seine Bekanntschaft mit der Stadt nützlich zu sein. Da wir uns gegenseitig nicht vorgestellt hatten, waren wir natürlich sehr neugierig zu erfahren, wer er sei, worüber uns die Fremdenliste im Hotel Aufklärung gab. Er hatte sich als Graf Coronini, K. K. Hauptmann und Attaché der Kaiserlichen Botschaft in Paris, eingetragen.

Wir waren nicht wenig stolz auf unseren neuen aristokratischen Freund, der auch getreu Wort hielt und sich während zwei Tage alle Mühe gab, uns die Sehenswürdigkeiten der Stadt und darunter besonders die Gemäldegallerie und das grüne Gewölbe zu zeigen. Mein Pfälzer Freund ging dann weiter nach Prag, sodaß ich mich mit dem Grafen an dem weiteren Tage, den er noch verweilen konnte, allein herumtrieb. Der gewandte Weltmann hatte wol aus unseren Unterhaltungen vermutet, daß ich auf Abenteuer in die Welt zog. Er hatte auch durch geschickte Fragen entdeckt, daß ich wegen der Folgen studentischen Leichtsinnes mich vor der Rückkehr in die Heimat scheute. Er schlug

— ich hatte nicht verfehlt ihm zu sagen, daß ich nur, um ihn zu sprechen, nach Dresden gekommen sei —, aber dies dürfe ihn nicht abhalten mir zu sagen, und zwar ohne mein Manuskript eingesehen zu haben, daß ich auf ganz falschem Wege sei. Es sei bei meinen Jahren und bei den geringen Studien, die ich bis dahin gemacht, gar nicht anzunehmen, daß ich bereits litterarisch leistungsfähig sei. Er könne mir daher nur dringend raten, mich meiner Hoffnungen und Erwartungen von der Gegenwart ganz und gar zu entschlagen, meine Universitätsstudien wieder aufzunehmen und mit Eifer und Fleiß zu vollenden. Nach Beendigung derselben würde meine litterarische Begabung mir selbst und anderen viel klarer sein. Übrigens wolle er mich auch vor den Illusionen warnen, die gewöhnlich unter litterarischen Aspiranten in Bezug auf den Lohn der geistigen Arbeit in Deutschland herrschten. Kein Brot sei härter als das des deutschen Schriftstellers. Nicht einem aus zwanzig von denen, die ihr Leben mit der Feder zu fristen bemüht seien, gelinge dies in selbst beschränktem Maße. Es sei ein dauernder, geisteslähmender Kampf mit Entbehrungen und Enttäuschungen der bittersten Art, und in keinem Stande herrsche so viele Unzufriedenheit wie in dem seinigen.

Es blieb mir nichts übrig, als mich sobald wie möglich von dem freimütigen Ratgeber zu verabschieden, nachdem ich meinen verlegenen Dank für die freundliche Aufnahme gestammelt hatte. Ich ging stracks nach dem Hotel zurück, packte meine Sachen zusammen und trat mit dem nächsten Zuge die Fahrt nach Hamburg an, entschlossen, von dort aus ins Ausland zu gehen. Über das „wohin“ und „wozu“ machte ich mir vorläufig keine Gedanken. Der empfangene „Kaltwassersturz“ hatte meine Zukunftsträume

vollständig vernichtet, und in meiner Entmutigung dünkte es mir ganz einerlei, in welche Richtung mich das Schicksal verschlagen würde.

Ich trieb mich eine Woche unstet in Hamburg herum. Zuerst gedachte ich in Paris mein Glück zu versuchen und dorthin zu Wasser via Havre zu gehen. Dann faßte ich London als nächstes Ziel ins Auge. Doch es zog mich in weitere Ferne, und so kamen nach einander Australien, Süd-, Central- und Nordamerika in Erwägung. Ich kaufte mir daher alle erhaltbaren Handbücher über diese Weltteile und studierte sie Tag und Nacht; auch sah ich mir im Hafen die Auswandrerschiffe an und entschied mich schließlich für Nordamerika. Zu dem Entschlusse trugen drei Umstände bei. Erstens waren nach den gelesenen Schilderungen in den Vereinigten Staaten die besten Aussichten. Zweitens bildeten meine zahlreichen Verwandten dort eine starke Anziehung, und drittens schienen die Passagierschiffe für nordamerikanische Häfen die besteingerichteten zu sein, und die Überfahrtpreise auf denselben waren bei weitem billiger. Besonders der letztere Umstand hatte Bedeutung für mich. Infolge der bereits gemachten Ausgaben war mein Geldvorrat auf die Hälfte geschmolzen. Wie erzählt, war ich mit beschränkter Ausrüstung von Würzburg fortgegangen. Beim Herannahen des Herbstes konnte ich daher nicht an eine lange Seereise ohne warme Kleidung denken. Dazu kamen dann noch die Überfahrtskosten. Bei einem Vergleiche meiner Mittel mit den notwendigen Erfordernissen zwang sich mir zu meiner großen Bestürzung der Schluß auf, daß ich kaum genug Geld hatte, um mich notdürftig auszurüsten und den Preis eines Platzes in der zweiten Kajüte eines Segelschiffes zu erlegen.

Vor allem zog ich daher aus dem Hotel ersten Ranges, in dem ich abgestiegen war, nach einem anderen, das höchstens zur dritten Klasse gerechnet werden konnte. Ehe ich aber den unwiderruflichen Schritt tat, drängte es mich doch, noch einen Versuch ähnlich dem bei Gutzkow in Dresden zu machen. So suchte ich den wohlbekannten Dramaturgen Dr. Töpfer auf, der auch an der Redaktion einer täglichen Zeitung beteiligt war, um ihn über die Möglichkeit zu sondieren, bei der Lokalpresse Beschäftigung zu finden. Doch dieser zweite Versuch war ebenso hoffnungslos wie der erste. So glaubte ich denn, daß mir nichts anders übrig blieb, als mich sobald wie möglich einzuschiffen. Ich sicherte mir einen Platz in der zweiten Kajüte auf der Barke „Nordamerika", Kapitän Peters, die am 27. August die Fahrt nach New York antreten sollte. Um mir einen wärmeren Anzug und einen unentbehrlichen Überzieher anschaffen zu können, mußte ich einen Teil der mitgebrachten Sommerkleider, sowie den größten Teil meiner Bücher und meine Uhr verkaufen. Trotzdem ergab es sich, daß ich nach Zahlung meiner Gasthofsrechnung am Abfahrtstage nur anderthalb preußische Thaler übrig hatte. Mit dieser Summe, einem Anzuge, einem weiteren Paar Beinkleider, einem Winterüberzieher, weniger Leibwäsche, sechs Büchern und meinem Manuskripte vertraute ich mich am Vormittage des genannten Tages der „Nordamerika" an, die noch vor Abend die Schleppfahrt nach der Elbemündung begann.

So war die für mich so folgenschwere Tat vollbracht. Ich habe einfach erzählt, was mir geschehen und wie es zu dem Geschehenen kam. Über diese nackte Darstellung hinaus konnte ich kaum gehen. Es war mein Bestreben,

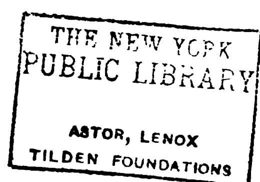


[illegible]

[illegible]



Heinrich Hilgard-Villard
im Jahre 1866.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

in den gegebenen Erklärungen meiner Schritte jeden Schein von Rechtfertigung oder Beschönigung zu vermeiden. Was ich zu meiner moralischen Rettung brauchte, war die unerbittlichste, härteste Zucht in dem langen, peinlichen Kampfe um das materielle Dasein, dem ich entgegenging. Wäre ich in Deutschland geblieben, so hätte ich mich wol kaum vor dem Untergange retten können. In diesem Sinne allein kann meine Auswanderung zwar nicht als gerechtfertigt, aber als eine wohltätige Fügung betrachtet werden.

Die Seereise nahm einen sehr einförmigen, langweiligen Verlauf, ohne jeglichen besonderen Zwischenfall. Wir gelangten bei günstigem Winde rasch aus der Elbe in die Nordsee und durch diese in den englischen Kanal. Aber dort trafen wir Gegenwind, und es kostete uns fast eine Woche, um das offene, atlantische Meer zu gewinnen. Die ziemlich starke Wellenbewegung in der Nordsee brachte mir einen gelinden Anfall von Seekrankheit. Ich fühlte mich zwei Tage lang unbehaglich, blieb dann aber während der ganzen Überfahrt vollkommen wohl. Ich bin auch seitdem, so oft ich bei jedem Wetter zur See gewesen bin, nie wieder von dem Übel befallen worden. Wir hatten von der englischen Küste ab mehrere Wochen lang fast ununterbrochen günstigen Wind und klares, warmes Wetter, sodaß wir, obwol die „Nordamerika“ nur ein mittelmäßiger Segler war, zwei Drittel der Reise verhältnismäßig rasch zurücklegten. Aber dann folgte eine vollständige Windstille, die volle sechszehn Tage anhielt, sodaß wir so gut wie keinen Fortschritt machten. Fast während dieser ganzen Zeit rollte das Schiff unausgesetzt so heftig von einer Seite zur anderen, daß freie Bewegung kaum mög-

lich war. Eine härtere Geduldsprobe kann man sich kaum denken, doch auch sie ging zu Ende, und den letzten Teil der Reise fuhren wir stetig mit geblähten Segeln unserem Ziele entgegen.

Die Schiffsgesellschaft bestand aus zwölf Passagieren in der ersten Kajüte, sechszehn in der zweiten und zweihundertdreißig im Zwischendeck und der Mannschaft von sechsundzwanzig Leuten. Ich erkannte nur zu bald, daß die mir gemachten Schilderungen über meine Reisegefährten in der zweiten Kajüte und die Beköstigung sehr stark gefärbt waren. Die Mitreisenden bestanden aus einem schleswig-holsteinischen Rechtsanwalt, drei jungen Landwirten, fünf teils älteren, teils jüngeren Kaufleuten, einem schwedischen Gutsbesitzer und einer mecklenburgischen Krämerfamilie, Mann und Frau, einer Schwester der letzteren und zwei kleinen Kindern. Außer dem Anwalt und dem Gutsbesitzer waren alle sehr gewöhnliche, geistig weit unter mir stehende Menschen. Was es hieß, in dieser Gesellschaft nahezu acht Wochen im engsten Verkehr leben zu müssen, wird man sich leicht vorstellen können. Die Kajüte war im Überbau des Hauptdecks und nahm eine Fläche von sechszehn Quadratfuß bei acht Fuß Höhe ein. Die Schlafkojen waren ringsum an den Wänden je zwei und zwei übereinander angebracht. Luft war nur durch eine Thüre zu erlangen und Licht durch das teilweise aus dickem Glas bestehende Dach, das aber bei irgend schlechtem Wetter mit einer Holzdecke geschützt wurde, sodaß Tag und Nacht Lampen brennen mußten. Der Raum mußte natürlich sechszehn Menschen zum Schlafen, An- und Auskleiden sowie zu den Mahlzeiten dienen. Die letzteren wurden sämtlich an dem in der Mitte stehenden Tische

eingenommen. Die Betten bestanden einfach aus Matratzen und Kopfkissen ohne jede Bettwäsche.

Von Waschvorrichtungen war innerhalb der Kajüte keine Spur. Die persönliche Reinigung mußte auf dem Verdecke öffentlich in blechernen Waschbecken mit höchst spärlich zugemessenem Wasser stattfinden. Ebenso wenig wie Bettwäsche sahen wir Tischtücher und Servietten. Das Eßgeschirr bestand ausschließlich aus Blechschüsseln und Blechtellern und eisernen Bestecken. Unsere Bedienung bildete einzig und allein der vierzehnjährige Schiffsjunge, ein entsetzlich schmutziger und sehr fauler Bengel. Die uns bestimmten Speisen wurden einfach in den Blechgefäßen auf den Tisch gesetzt und uns das Weitere überlassen. Der größte Teil der Insassen war dabei unmanierlich genug, nach der Regel zu handeln: dem ersten am Topfe gebührt das beste und das meiste, was fortwährend zu den widerwärtigsten Szenen Veranlassung gab.

Was die Nahrung selbst betraf, so war sie der Menge wie der Beschaffenheit nach schlechter als die heutige Zwischendeckskost. Sie wäre meistens ungenießbar befunden worden, wenn eben nicht wirklicher Hunger unser Koch gewesen wäre. Schon nach den ersten acht Tagen bekamen wir kein frisches Fleisch mehr zu essen, und außer Schiffszwieback hatten wir kein Brot von Anfang bis zu Ende. Doch alles dieses war noch leichter zu ertragen als die Aufführung unserer Reisegefährten. Unflätigkeiten aller Art kamen fortwährend vor. So lange Neptun seinen Tribut forderte, wurde er in der rücksichtslosesten Weise selbst während der Essenszeit erlegt. Zank und Streit fanden fast täglich statt. Besonders mit der Mecklenburger

Familie, die eine Ecke des Raumes einnahm und mit Vorhängen abgegrenzt hatte, lag die Mehrzahl stets in Fehde. Die zwei zu derselben gehörigen Frauen genossen bald keinen guten Ruf, und die Kinder waren sehr ungezogene Rangen. Hinter dem Vorhange spielten sich häufig Familienszenen ab, die einen in Verzweiflung aus der Kajüte trieben.

Die Passagiere der ersten Kajüte gehörten einer besseren Klasse an, und ich verkehrte sehr viel mit ihnen. Unter denselben war ein Berliner Kaufmann, ein gutmütiger, ältlicher Herr mit einer sehr hübschen und lebhaften jungen Frau, ein bejahrter Russe, der Arzt zu sein vorgab, ebenfalls mit einer jungen, leichtlebigen Frau, und ein junger Doktor aus Wien, ein schöner, liebenswürdiger, geistreicher Mann am Ende der zwanziger Jahre, dessen feines, anziehendes Wesen sofort jedermann an Bord für ihn eingenommen hatte. Er war von schlankem, hohem Wuchse, und hatte klassisch feine Züge mit feurigen, schwarzen Augen und gleichfarbigem Haar und Schnurr- und Knebelbart. Sein ganzes Äußere hatte einen südlichen Typus, und sein Name deutete auf spanische Abstammung, wiewol er den echten Wiener Dialekt sprach und sich auch in sonstiger Beziehung als echtes Kind der Kaiserstadt an der Donau erwies. Er war augenscheinlich ein großer Verehrer des schönen Geschlechts und dabei ein sehr gewandter Kurmacher. Er widmete der Berlinerin sowol wie der Russin sehr große Aufmerksamkeit, sodaß er nicht nur die Eifersucht der beiden Ehemänner, sondern auch die der beiden Frauen erregte. Es kam zu förmlichen Auftritten zwischen den Betreffenden, wobei der Russe oft so in Wut geriet, daß der Kapitän einschreiten mußte, um Tätlichkeiten

seitens desselben zu verhüten. Der Doktor zeigte dabei eine Leichtfertigkeit, die ein sehr elastisches Gewissen andeutete und mich gegen ihn einnahm, wiewol er mir gegenüber äußerst zuvorkommend und teilnehmend war, und mich geradezu aufforderte, mich in Amerika ihm anzuschließen.

Der Russe ist mir besonders frisch im Gedächtnisse geblieben, da er mir ein Gedenkzeichen hinterlassen hat, das ich mein ganzes Leben mit mir herumgetragen habe. Ich bekam nämlich plötzlich heftigen Zahnschmerz, der mich unausgesetzt während mehrerer Tage plagte. Mein verbundenes Gesicht erregte des Russen Aufmerksamkeit, und, als ich ihm mein Leiden klagte, bot er mir seine Dienste als Sachverständiger an. Er untersuchte meine Zähne und erklärte, daß der Schmerz von einem Zahn an dem Unterkiefer herrühre, der in sehr verfaultem Zustande sei. Er empfahl denselben herauszunehmen, und nahm auf meinen Wunsch die Operation vor. Man denke sich aber meinen Ärger, als ich nach derselben entdeckte, daß er statt des kranken einen gesunden Zahn neben demselben entfernt hatte! Doch befreite mich das Ausziehen von meinen Schmerzen für den Rest der Fahrt.

Wie es immer unter Auswandrern der Fall ist, bildeten die uns auf amerikanischem Boden erwartenden Aussichten den Hauptteil unserer Unterhaltung. Weder in der ersten noch in der zweiten Kajüte war jemand, der die Vereinigten Staaten aus persönlicher Anschauung kannte. Wir waren daher alle mit unserem Urteile auf die Auswandrerführer in Buchform angewiesen, mit denen die meisten von uns versehen waren. Ich besaß selbst das

bekannte Werk von Brown, dessen Inhalt ich bald auswendig wußte. Andere Werke, die ich mir zur Durchsicht lieh, studierte ich ebenso fleißig. Auf Grund meiner so geschöpften Kenntnisse machte ich allerlei Pläne. Da die Führer alle auf die westlichen Staaten und Territorien als das versprechendste Feld hinwiesen, so wendeten sich meine Gedanken auch hauptsächlich nach dieser Richtung. Darin bestärkte mich auch die Anziehung, welche meine ausgedehnte dortige Verwandtschaft auf mich ausübte. Meine Phantasie wurde nicht minder erregt durch die gelesenen Schilderungen der mächtigen Flüsse, und endlosen Urwälder, der unermeßlichen Prärien, und gewaltigen Gebirgsketten, in den nahezu unabsehbaren Regionen, die sich zwischen dem Missouri und Stillen Ozean ausdehnen. Ich fühlte den unbestimmten, abenteuerlichen Zug in die unbekannte Weite, der allen jugendlichen Träumern eigen ist, und sah mich bald als Ansiedler im Urwald oder auf den Prärien im Kampf mit den Rothäuten, bald als kühnen Jäger, wie die Cooper'schen Helden, bald als einen gleich Astor schnell Reichtum erwerbenden Pelzhändler. Das Reiseziel des schleswig-holsteinischen Anwaltes war Californien, und er versuchte mich zu überreden, sein Reisebegleiter dahin zu werden. Das Goldland besaß damals noch eine sehr mächtige Anziehungskraft für alle Glücksjäger. Der Gedanke, dort vielleicht in kurzer Zeit in den Goldfeldern ein Vermögen zu erwerben und triumphierend mit demselben in die Heimat zurückkehren zu können, war sehr verführerisch.

Ich wäre sicherlich mitgegangen, wenn mich nicht ein unüberwindliches Hindernis, nämlich mein gänzlicher Mangel an Reisemitteln davon abgehalten hätte. Meine Bar-

schaft war infolge einiger Ausgaben während der Überfahrt auf einige Pfennige zusammengeschmolzen. Auch mein geringer Vorrat von Kleidern machte das Unternehmen unmöglich. Wie konnte ich daher überhaupt an Weiterreisen von New York denken? Mein Plänemachen war in der Tat nur ein Zerstreuungsmittel, um mir über das drückende Bewußtsein meiner äußerst heiklen Lage hinwegzuhelfen.

Was stand mir bevor? Die neue Welt zu betreten ohne Bekanntschaft mit der Landessprache, ohne eine Seele zu kennen, ohne jede Empfehlung, ja, aller Barschaft entblößt, ohne alle praktischen Kenntnisse, ein durchaus hülfloser, achtzehneinhalbjähriger Jüngling im wildfremden Lande! War es da zu verwundern, daß ich das Ende der Reise eher befürchtete, statt wie meine Reisegenossen, herbeizusehnen? Ich konnte daher auch ihren Jubel nicht teilen, als wir am 14. Oktober den Lotsen an Bord nahmen und zwei Tage darauf Land erblickten. Das Herz war mir förmlich beklemmt, als wir am Morgen des achtzehnten mit gutem Winde in den Hafen von New York einsegelten und noch am Nachmittage desselben Tages an den reizenden Ufern von Staten Island vorbei die herrliche innere Bai heraufgeschleppt wurden. Der Genuß des großartigen Bildes, das sich vor uns entrollte, war für mich verloren, denn die ungewisse Zukunft, der ich entgegenging, trübte es vollständig.

Am Landungsplatze wurden wir sofort an die Warnungen erinnert, die in unseren Führern gegen die Werber für Einwandrerwirtschaften gerichtet wurden. Sobald das Schiff festgemacht war, stürzte sich eine nach Dutzenden zählende Meute von solchen Wölfen auf die Herde der Neuankömm-

linge. Sie alle trugen die Maske gutherziger Landsleute, die sich der Gelegenheit freuten, sich mit Rat und Tat nützlich machen zu können. Es war merkwürdig, alle diese Kniffe zu beobachten, wodurch sie sich die Beute sicherten. Die meisten Passagiere der ersten Kajüte waren an ein deutsches Gasthaus empfohlen, dessen Vertreter zu ihrer Abholung erschienen war. Ich war sehr froh, mich ihnen anschließen zu können, und so fand ich mich noch vor Dunkel am 18. Oktober 1853 in der „Stadt Constanz" in der William-Straße.

Register.